
Institut für Psychosoziale Intervention und Kommunikationsforschung
der Universität Innsbruck
Schöpfstraße 3, 6020 Innsbruck
Tel: 0512-507-8681, Fax.: 0512-507-2854



Die Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen in Tiroler Einrichtungen

Eine Grundlagenstudie

Projektbericht

Ass.-Prof. Mag. Dr. Arthur Drexler

Ass.-Prof. Mag. Dr. Hermann Mitterhofer

Mag. Petra Flieger

Verena Rojer, BA

Innsbruck, Dezember 2012

Vorbemerkung

Diese Studie wurde im Auftrag des Landes Tirol durchgeführt. Die Leitung des Projekts erfolgte durch Ass.-Prof. Dr. Arthur Drexler und Ass.-Prof. Dr. Hermann Mitterhofer vom Institut für Psychosoziale Intervention und Kommunikationsforschung. Mitarbeiterinnen in der operativen Umsetzung des Projekts und der Berichtsverfassung waren die freie Sozialwissenschaftlerin Mag. Petra Flieger und die Pädagogin Verena Rojer, BA.

Die Konzeption der Studie – Projektdesign, Methodenwahl und theoretische Rahmung – erfolgte im Winter 2011/2012. Die Datenerhebung im Frühjahr 2012 und die anschließende Auswertung und Darstellung im Frühsommer desselben Jahres.

Innsbruck, Dezember 2012

Inhaltsverzeichnis

1.	Einführung in das Thema: Zum aktuellen Stand der Forschung.....	6
1.1	Zur Ausgangslage in Tirol.....	7
1.2	Fremdunterbringung aus der Perspektive der Kinder und Jugendlichen in Einrichtungen	9
1.3	Gewalterfahrungen von Kindern und Jugendlichen.....	10
2.	Teilnehmende Einrichtungen in Tirol	13
2.1	Die Kinderwohngemeinschaft Bay in Schwaz.....	13
2.2	Das Jugendland.....	14
2.3	Die sozialpädagogische Wohngruppe Laura	15
2.4	Die sozialpädagogische Wohngruppe Pro Juventute Mikado in Kirchbichl.....	16
2.5	Die therapeutische Jugendwohngemeinschaft Space.....	17
3.	Methodischer Aufbau der Untersuchung.....	20
3.1	Datenerhebung.....	21
3.2	Auswertung	22
4.	Darstellung der Ergebnisse.....	23
4.1	Der Weg in eine Einrichtung.....	23
4.1.1	Gründe für eine Einrichtung.....	23
4.1.2	Einbeziehung in die Entscheidung für die Einrichtung.....	23
4.2	Übergang in die Wohneinrichtung	24
4.3	Tagesstruktur.....	26
4.3.1	Wochenende	27
4.4	Leben in der Gruppe.....	28
4.4.1	Bereichernde Aspekte	28
4.4.2	Belastende Aspekte.....	29
4.5	Privatsphäre	30
4.5.1	Das eigene Zimmer	30
4.5.2	Absperrbarkeit des eigenen Zimmers	31
4.5.3	Anklopfen	32
4.5.4	Badezimmer und Toilette absperrbar	33
4.6	Soziale Beziehungen.....	34
4.6.1	Beziehungen zu MitbewohnerInnen	34
4.6.2	Beziehungen zu den BetreuerInnen.....	36
4.6.3	Beziehungen zu den Eltern.....	37
4.6.4	Beziehungen zu den Geschwistern.....	39

4.6.5	Beziehungen zu anderen Verwandten	39
4.6.6	Beziehungen nach außen	40
4.6.7	Partnerschaften	41
4.6.8	Beziehungsbrüche	43
4.7	Gewalterfahrungen	44
4.7.1	Gewalterfahrungen in der Herkunftsfamilie	44
4.7.2	Eigene Gewalttätigkeit	44
4.7.3	Gewalt von BewohnerInnen gegen MitbewohnerInnen.....	44
4.7.4	Gewalt von BewohnerInnen gegenüber BetreuerInnen.....	45
4.7.5	Gewalt von BetreuerInnen	46
4.7.6	Gewalterfahrungen außerhalb der Wohneinrichtung	47
4.7.7	Geschlechtsspezifische Aspekte von Gewalt.....	47
4.7.8	Erlebte Unterstützung bei Gewalterfahrungen.....	47
4.7.9	Mangelnde Unterstützung bei Gewalterfahrungen	48
4.8	Unterstützungsformen in einer Wohneinrichtung	49
4.8.1	Hilfreich erlebte Unterstützung.....	49
4.8.2	Nicht hilfreich erlebte Unterstützung	52
4.9	BezugsbetreuerInnen	53
4.10	Ideale BetreuerInnen.....	54
5.	Diskussion der Ergebnisse	56
5.1	Der Weg in eine Einrichtung.....	57
5.2	Tagesstruktur.....	58
5.3	Leben in der Gruppe.....	58
5.4	Privatsphäre	59
5.5	Soziale Beziehungen	60
5.6	Gewalterfahrungen	62
5.7	Unterstützung in einer Wohneinrichtung	63
6.	Empfehlungen	65
6.1	Allgemeine Empfehlungen	65
6.2	Vor dem Einzug.....	66
6.3	Beim Einzug	66
6.4	In der Einrichtung	67
6.5	Beim Auszug	67
7.	Literaturverzeichnis.....	68
8.	Anhang.....	72

8.1	Interviewleitfaden Tiroler Einrichtungen	72
8.2	Alphabetische Liste der für die Auswertung verwendeten Codes	75
8.3	Information und Einverständniserklärung	79

1. Einführung in das Thema: Zum aktuellen Stand der Forschung

Konkreter Anlass für die vorliegende Studie waren die Schilderungen massiver Missbrauchs- und Gewalterfahrungen in Einrichtungen des Landes und der Kirche, die ehemalige Heimkinder in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts erlebt haben (vgl. Schreiber 2010). Den Empfehlungen der Steuerungsgruppe „Opferschutz“ folgend hat das Land Tirol die vorliegende Untersuchung über die aktuelle Lebensrealität von Kindern und Jugendlichen in Tiroler Einrichtungen initiiert. Nicht zuletzt aufgrund dieses historischen Hintergrunds ist ein inhaltlicher Schwerpunkt dem Thema Gewalterfahrungen in sozialpädagogischen Wohneinrichtungen heute gewidmet.

Die UN-Kinderrechtskonvention betont den besonderen Schutzauftrag des Staates gegenüber Kindern, die außerhalb ihrer Familie fremduntergebracht sind, in Artikel 20 explizit: „Ein Kind, das vorübergehend oder dauernd aus seiner familiären Umgebung herausgelöst wird oder dem der Verbleib in dieser Umgebung im eigenen Interesse nicht gestattet werden kann, hat Anspruch auf den besonderen Schutz und Beistand des Staates.“ (Vereinte Nationen 1990). In Artikel 3 wird darüber hinaus die Notwendigkeit von Qualitätsstandards und Kontrollen für die Unterbringung von Kindern in Einrichtungen festgehalten. Diese Passage wurde 2011 jedoch nicht in die österreichische Verfassung aufgenommen (vgl. Netzwerk Kinderrechte Österreich 2011, 25). In dieselbe Richtung geht Artikel 16 der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen, die in Absatz 3 sagt: „Zur Verhinderung jeder Form von Ausbeutung, Gewalt und Missbrauch stellen die Vertragsstaaten sicher, dass alle Einrichtungen und Programme, die für Menschen mit Behinderungen bestimmt sind, wirksam von unabhängigen Behörden überwacht werden.“ (Vereinte Nationen 2006) Mit der Kompetenzerweiterung der Volksanwaltschaft und des Menschenrechtsbeirats ab Juli 2012 könnte die Umsetzung dieser Forderungen aus beiden Konventionen einen Schritt näher gerückt sein.

Systematische und langfristig angelegte wissenschaftliche Forschung zu Themen der Jugendwohlfahrt (JUWO), zumal zu Fragen der Unterbringung von Kindern und Jugendlichen in sozialpädagogischen oder stationären Einrichtungen, ist in Österreich nicht etabliert (vgl. Scheipl 2011, 569f). Dennoch sind in den vergangenen Jahren einzelne, regional orientierte Studien zu spezifischen ausgewählten Fragestellungen durchgeführt worden: Etwa eine, im Auftrag der JUWO Tirol durchgeführte Studie mit Projektcharakter zum Thema Genderperspektiven in der Jugendwohlfahrt, die besonders die Situation von Mädchen berücksichtigt (vgl. Wagner 2007), oder eine, im Rahmen eines EQUAL Projekts von der Fachhochschule St. Pölten durchgeführte Studie zur Erarbeitung von Qualitätsstandards in der Fremdunterbringung (vgl. Pfliegerl 2007; Pfliegerl, Viertelmayr, Zottl 2007). Vor allem das sozialpädagogische Institut der SOS Kinderdörfer Österreich widmet sich immer wieder spezifischen Fragestellungen der Fremdunterbringung, kürzlich wurde etwa die ausgesprochen prozessorientiert und partizipativ angelegte Evaluation einer familientherapeutischen Wohngruppe in der Steiermark veröffentlicht (vgl. Lienhart 2011). Aufgrund der föderalen Zuständigkeit der Länder fehlen in Österreich jedoch über weite Strecken nicht nur grundlegende Daten über die Inanspruchnahme und die Zielgruppe von Leistungen der Jugendwohlfahrt (vgl. Scheipl 2011, 569), sondern auch bundesweite und einheitliche Standards für die Betreuung (vgl. Netzwerk Kinderrechte Österreich 2011, 25). Es wird in der vorliegenden Studie daher über weite Strecken auf rezente Forschungsergebnisse aus Deutschland zurückzugreifen sein. Dem explorativen Charakter des Forschungsprojekts entspricht die Ausrichtung an Methoden der qualitativen Sozialwissenschaften, wie dies für die NutzerInnen- oder AdressantInnenforschung der Jugendwohlfahrt derzeit auch empfohlen wird: „Aufgrund der Ausrichtung auf die subjektiven Bedeutungen bzgl. des Gebrauchswerts auf Seiten der NutzerInnen sowie

angesichts des gegenwärtigen Forschungsstandes im Bereich der Adressaten- und Nutzerforschung, in dessen Rahmen derzeit noch keine begründete kategoriale Struktur verfügbar und somit eine hypothesengeleitete Untersuchung nicht möglich ist, ist zunächst offenen, qualitativ-rekonstruktiven Methoden der Vorzug zu geben.“ (Oelerich, Schaarschuch 2007, 192)

1.1 Zur Ausgangslage in Tirol

Im Lauf des Jahres 2010 – aktuellere Zahlen liegen zum Zeitpunkt der Verfassung dieser Arbeit noch nicht vor – wurden in Tirol insgesamt 758 Kinder und Jugendliche in sozialpädagogischen Einrichtungen betreut. Mit Stichtag 31.12.2010 waren 449 Minderjährige in einer der zwei Landeseinrichtungen bzw. in einer der 20 von freien Trägern angebotenen stationären Einrichtungen untergebracht (vgl. Amt der Tiroler Landesregierung 2011, 178). Folgende Statistik aus dem bundesweiten Jugendwohlfahrtsbericht 2010 liefert darüber hinausgehend ein genaueres Bild in Bezug auf die Altersstruktur, auf die Geschlechterverteilung der betroffenen Kinder und Jugendlichen sowie auf die Frage, ob der Fremdunterbringung eine Vereinbarung zwischen JUWO und Eltern oder gegen den Willen der Eltern eine gerichtliche Verfügung zugrunde liegt (siehe Tabelle 1):

Tabelle 1: Kinder und Jugendliche in stationären Einrichtungen der Jugendwohlfahrt in Tirol
Datenquelle: Jugendwohlfahrtsbericht 2010 (BMWFJ 2011b, 4)

Tirol	Vereinbarung	Gerichtliche Verfügung	Gesamt (eigene Berechnung)
0 bis 5 Jahre			
weiblich	13	4	17
männlich	14	2	16
In Summe:	27	6	33
6 bis 13 Jahre			
weiblich	67	21	88
männlich	101	24	125
In Summe:	168	45	213
14 Jahre bis 18 Jahre			
weiblich	90	16	106
männlich	80	17	97
In Summe:	170	33	203
Gesamtzahl per 31.12. 2010	365	84	449

Ältere Kinder und Jugendliche sind deutlich stärker repräsentiert als Kleinkinder. Die zahlenmäßig größte Gruppe stellt jene der 6- bis 13-jährigen dar, in der deutlich mehr Buben als Mädchen zu finden sind. Bei den Kleinkindern von 0 bis 5 Jahren sind die Geschlechter etwa gleichverteilt, bei den 14 bis 18-jährigen sind die jungen Frauen etwas in der Überzahl. Günder zeigt anhand einer Statistik aus Deutschland, dass bei Neuaufnahmen die Gruppe der 15 bis 18-jährigen mit 38,2% gegenüber allen anderen Altersgruppen deutlich am stärksten vertreten ist. „Vielfältige Praxiserfahrungen bele-

gen, dass ältere Kinder und Jugendliche mit größeren Schwierigkeiten und persönlichen Problemen in die Institutionen aufgenommen werden“, (Günder 2011, 43). Knapp 19% der Kinder und Jugendlichen waren gegen den Willen ihrer Eltern auf Basis einer richterlichen Verfügung in einer Tiroler Einrichtung.

Nähere Informationen über den sozioökonomischen Hintergrund der betroffenen Kinder und Jugendlichen liegen für Tirol nicht vor. Eine umfassend angelegte Untersuchung über die Inanspruchnahme von erzieherischen Hilfen der Jugendwohlfahrt in Deutschland kommt diesbezüglich zu folgendem Schluss: „Die AdressatInnen der untersuchten Hilfen unterscheiden sich deutlich von der gleichaltrigen Gesamtbevölkerung hinsichtlich der Bildungssituation und ihrer familialen Herkunft. Viele junge Menschen besuchen eine Förder- oder Hauptschule, die Eltern verfügen oft über eine geringe formale Bildung und sind vorrangig in unteren beruflichen Positionen beschäftigt oder verfügen über keine bezahlte Arbeit. Der Anteil alleinerziehender Mütter und Scheidungsfamilien sowie kinderreicher Familien ist überdurchschnittlich hoch. Junge Menschen in erzieherischen Hilfen stammen also zu einem großen Teil aus armen, bildungsbenachteiligten und mehrfach belasteten Bevölkerungsteilen“, (Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend 1998, XXVIII). In ähnlicher Weise schildert Günder (2011, 38ff) den sozioökonomischen Hintergrund von Kindern und Jugendlichen in stationären Einrichtungen: „Heimkinder stammen in der Regel aus unteren, prekären Bevölkerungsschichten“, (ebd., 45). Er betont darüber hinaus, dass Kinder mit Stiefelternteilen und Kinder von AlleinerzieherInnen überrepräsentiert sind. Auch ältere Kinder oder Jugendliche, bei denen die Unterbringung in Pflegefamilien gescheitert ist, finden sich häufig in Einrichtungen (ebd., 39).

Laut Tiroler Jugendwohlfahrtsgesetz ist die volle Erziehung durch die öffentliche Hand durchzuführen, wenn die Erziehungsberechtigten nicht in der Lage sind, die zum Wohl von Kindern und Jugendlichen notwendige Erziehung zu leisten und andere Hilfen für ihre Unterstützung nicht ausreichen (vgl. Amt der Tiroler Landesregierung 2011, 177). Für Tirol oder Österreich liegen keine systematischen Angaben über die Gründe von Fremdunterbringungen vor. Allerdings erwähnt Scheipl eine Studie der SOS-Kinderdörfer, die für deren Einrichtungen folgenden Überblick gibt: „Bei Müttern überwiegen Überforderung (31,8 %) vor psychischer Krankheit (20,1 %) und Gewalt und Zerrüttung der Lebensgemeinschaft (18,0 %). Bei Vätern führt Trennung (durch Tod, Inhaftierung, kein Kontakt) die Liste mit 41,8 % an, gefolgt von Gewalt und Zerrüttung der Lebensgemeinschaft (23,9 %)“, (Scheipl 2011, 566). Folgende Gründe für Fremdunterbringungen nennt die bereits genannte Studie aus Deutschland: „Neben vielfältigen sozioökonomischen Belastungsfaktoren in gut 60% aller Fälle, sind in über 40% der Familien Gewalterfahrungen innerhalb der Familie und in 35% Alkoholprobleme der Eltern oder eines Elternteils benannt. Die anderen Faktoren weisen auf oft länger andauernde schwierige familiäre Umstände oder auch Notlagen hin, die ihre belastenden Einflüsse auch in der Beziehungsgestaltung in der Familie zeigen. Insgesamt entsteht bei einem Überblick der Daten der Eindruck, dass die Gründe für eine Inanspruchnahme stationärer Erziehungshilfe mehr in den schwierigen, belasteten und benachteiligten Familienverhältnissen und Familienbeziehungen zu suchen sind, als dass eine Symptomzuschreibung an das Kind erfolgt“, (Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend 1998, XXIX). Günder bezieht sich auf Daten aus Deutschland von 2008 und gibt folgenden differenzierteren Überblick über die Häufigkeit von Indikationen für eine Heimunterbringung: Gefährdung des Kindeswohls (19%), Einschränkung der Erziehungskompetenz (17%), Auffälligkeit im sozialen Verhalten (12%), Unzureichende Förderung (11%), Unversorgtheit des jungen Menschen (9%), Belastung durch familiäre Konflikte (7%), Belastung durch Probleme der Eltern (7%), Übernahme eines anderen Jugendamts (6%), Entwicklungsauffälligkeiten (6%) und schulische Probleme (4%) (vgl. Günder 2011, 44).

1.2 Fremdunterbringung aus der Perspektive der Kinder und Jugendlichen in Einrichtungen

Für die Konzeption der vorliegenden Untersuchung und die Entwicklung eines dafür angemessenen Designs sollte die Perspektive der Kinder und Jugendlichen im Fokus stehen. Die Wahrnehmung ihrer Lebensrealität in einer Einrichtung der Jugendwohlfahrt und die damit verbundenen Bedürfnisse sollten den Ausgangspunkt für die empirische Datenbasis bilden. Folgende Fragen waren daher leitend, um die Lebensrealität in einer sozialpädagogischen Einrichtung aus der Sicht der betroffenen Buben und Mädchen, der jungen Frauen und Männer zu erfassen:

- Wie erleben die Kinder bzw. Jugendlichen den Alltag in der Einrichtung?
- In welchem Ausmaß erleben sie dabei Selbst- bzw. Fremdbestimmung?
- Wie beurteilen sie die räumlichen Rahmenbedingungen?
- Welche Art von Unterstützung war bzw. ist für die Kinder bzw. Jugendlichen hilfreich, welche beurteilen sie als weniger oder nicht hilfreich?
- Wie sehen die Mädchen und Burschen ihre Beziehungen zu den BetreuerInnen?
- Welche Beziehungen haben die BewohnerInnen untereinander?
- Welche Beziehungen haben sie nach außen?
- Wie können die Jugendlichen Partnerschaft und Sexualität in der Einrichtung leben?
- Wie erleben die BewohnerInnen den Umgang mit Gewalt in der Einrichtung?
- Welche Unterstützungsangebote der Einrichtung kennen die Burschen und Mädchen für Situationen, in denen sie Gewalt erleben?

Es kann auf einige Studien verwiesen werden, die sich mit diesen und anderen Fragen, wie Kinder und Jugendliche die Unterbringung, die Versorgung, die Unterstützung und den Alltag in einer stationären Einrichtung der Jugendwohlfahrt wahrnehmen, befasst haben. Eine Auswahl, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, soll hier einleitend kurz angeführt werden.

Um die Machtverhältnisse und –beziehungen in einer sozialpädagogischen Wohngruppe zu erfassen, zu beschreiben und zu analysieren, führte Wolf (1999) neben umfassenden teilnehmenden Beobachtungen qualitative Interviews unter anderem mit BewohnerInnen einer sozialpädagogischen Wohngemeinschaft in Deutschland durch. In einem Sammelband, der die Beiträge einer Fachtagung umfasst, stellen Bitzan, Bolay und Thiersch (2006) eine Vielfalt von Themen vor: Einerseits stehen methodische Fragen der Biografieforschung mit Kindern und Jugendlichen, die fremduntergebracht sind bzw. waren, zur Diskussion, andererseits behandeln die AutorInnen differenziert und vertieft ausgewählte Aspekte spezifischer Fragestellungen oder Problemlagen. Der überwiegende Großteil der vorgestellten Beiträge arbeitet mit stark narrativ, also zur freien Erzählung einladenden Formen der Interviewführung. Pfliegerl, Viertelmayr und Zottel (2007) legten der Entwicklung für Qualitätsstandards in der Fremdunterbringung unter anderem eine breit angelegte Befragung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zugrunde, die aktuell in Einrichtungen betreut wurden bzw. im Lauf ihres Lebens solch eine Betreuung erlebt hatten. Auch in der von Lienhart (2011) durchgeführten Evaluation eines Wohnprojekts stellten Interviews mit ehemaligen BewohnerInnen einen zentralen Teil der Datenbasis dar. Günder berichtet von einer qualitativ angelegten Untersuchung, in der junge Männer und Frauen über ihren Alltag in sozialpädagogischen Wohneinrichtungen berichten und einschätzen, wie hilfreich die Unterstützung war (2011, 88ff). Mit den Wirkfaktoren und Erfolgskriterien therapeutischer Wohngruppen setzte sich ein zweijähriges Forschungsprojekt in Berlin auseinander. Neben

Aktenanalysen wurden retrospektive Interviews mit ehemaligen BewohnerInnen sowie mit BetreuerInnen geführt (vgl. Arbeitskreis der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin 2009). Die AutorInnen gehen einleitend auf Unterschiede zwischen allgemeinen und therapeutischen Wohneinrichtungen ein und betonen: „Der Unterschied zwischen regulären Jugendwohngemeinschaften und Therapeutischen Wohngruppen besteht dabei nicht in einer längeren Betreuungsdauer, sondern einer grundsätzlich anderen Betreuungsqualität, in der ein multiprofessionelles Team ein ‚Therapeutisches Milieu‘ etabliert“, (ebd., 10).

1.3 Gewalterfahrungen von Kindern und Jugendlichen

Gewalt- und Missbrauchserfahrungen von Kindern und Jugendlichen in Einrichtungen der Tiroler Jugendwohlfahrt waren in den vergangenen beiden Jahren ein dominantes Thema der medialen Berichterstattung. Im Vordergrund stand dabei die Aufarbeitung von Missbrauchsfällen, die sich vor allem in den 1950er bis 1970er Jahren in kirchlichen oder staatlichen Einrichtungen der Jugendfürsorge ereigneten. Grundtenor in Stellungnahmen der politisch Verantwortlichen war dabei, dass es sich um Vorfälle handle, die der damals herrschenden Erziehungsmentalität entsprochen habe. Bei der Anlaufstelle für Opferschutz des Landes Tirol erfolgten Meldungen, die sich über den Zeitraum von 1945 bis 1992 erstreckten (vgl. Laichner 2011, 13). Meldungen oder Berichte aus jüngerer Zeit stellen bislang eher die Ausnahme dar. Im Folgenden wird kurz der aktuelle Wissensstand der Forschung in Bezug auf Gewalt- und Missbrauchserfahrungen von Kindern und Jugendlichen in pädagogischen Institutionen heute dargestellt. Wo dies möglich ist, werden Angaben speziell zu sozialpädagogischen Wohneinrichtungen gemacht. Für Österreich liegen zumindest zur allgemeinen Gewaltforschung aktuelle Ergebnisse vor, für Informationen über Gewalterfahrungen in Einrichtungen der Jugendwohlfahrt kann auf Untersuchungen aus Deutschland verwiesen werden.

Die meisten Gewalterfahrungen machen Kinder und Jugendliche in ihrer Herkunftsfamilie. Gewalt in der Erziehung ist in allen Bevölkerungsschichten präsent, Unterschiede gibt es vor allem bei schwerer Gewalt: „Oberschichtsangehörige finden sich in deutlich geringerem Umfang in der Gruppe der Gewaltbelasteten, aber häufiger bei den körperstrafenfrei Erziehenden“, (BMWfJ 2009, 57). Buben und Mädchen, die in gewaltbelasteten Familien leben, „werden regelrecht in eine Kultur der körperlichen Gewalt hineingeboren“ (ebd., 61) und erleben dort sehr häufig auch psychische Gewalt. Diese Kinder und Jugendlichen sind nicht nur selbst gewalttätiger als andere, sie „erleben auch außerhalb der Familie mehr Gewalt. Sie wachsen in einer von Gewalt dominierten Welt auf“, (ebd.).

Das Risiko, Opfer von Gewalt zu werden, steigt mit dem eigenen, von Gewalt geprägten Verhalten. „Dies lässt sich nicht nur auf die eigene Gewalttätigkeit mit entsprechendem provozierenden Habitus zurückführen, sondern insbesondere auch auf subkulturelle Konstellationen, die die Verwicklung in gewaltförmig ausgetragene Auseinandersetzungen begünstigen. Diejenigen, die gewaltbelastet aufwachsen, werden auch deutlich häufiger von Dritten geschlagen“, (ebd., 60). Es wird angenommen, dass dies auf Verhaltensprobleme aufgrund von Entwicklungsstörungen zurückzuführen ist, die möglicherweise direkt mit den Gewalterfahrungen in der Familie zusammenhängen. Ein häufiges Phänomen ist die Viktimisierung durch andere Kinder und Jugendliche: „Etwa ein Fünftel der Kinder und Jugendlichen haben Gewalt durch Dritte erfahren, sowohl psychische in Form des Mobbing als auch physische. Zumeist handelt es sich hierbei um Gewalt von anderen Jugendlichen, körperliche Übergriffe von Lehrern oder anderen Erwachsenen werden hingegen kaum berichtet, und auch das Mobbing findet vorrangig durch Gleichaltrige statt“, (ebd., 59). Dabei gibt es deutliche Unterschiede bei den Geschlechtern: Buben sind insgesamt häufiger gewalttätiger als Mädchen und werden auch

deutlich öfter Opfer von Übergriffen. Mädchen hingegen werden deutlich seltener Opfer außerfamiliärer Gewalt. Ein besonders starker Zusammenhang besteht zwischen einer gewaltbelasteten Erziehung und dem Risiko, von anderen Jugendlichen Gewalt zu erleben: „Etwa 17% der mit viel Gewalt Erzogenen berichten über Prügel von anderen Jugendlichen, gegenüber nur 2% der gewaltfrei erzogenen Altersgenossen. Dieses Phänomen kann – wie bereits ausgeführt – auf eine Affinität dieser gewaltbelasteten Befragtengruppe zu entsprechenden Subkulturen, auf das eigene Gewaltverhalten sowie auf den bereits oben erwähnten Gewalt provozierenden Habitus zurückgeführt werden“, (ebd., 60).

In Bezug auf pädagogische Institutionen sind die für Österreich vorliegenden Zahlen auf die Schule beschränkt, wie Bieringer im kürzlich erschienenen Bericht zur Lage der Jugend in Österreich feststellt: „Zwar gibt es Untersuchungen zur Gewaltbereitschaft von Schüler/innen, doch sind diese eben auf Schule beschränkt, ohne die vielfältig ausdifferenzierten Lebensrealitäten Jugendlicher mit zu berücksichtigen. Dabei wäre es wünschenswert, die unterschiedlichen sozio-kulturellen, sozialräumlichen Wirklichkeiten kontextspezifisch zu untersuchen, um so adäquate Schlussfolgerungen ziehen zu können“, (Bieringer 2011a, 348).

Günder (2011, 212ff) berichtet von einer empirischen Studie über den Stellenwert von Aggression und Gewalt in der Heimerziehung. Es wurde die Einschätzung von MitarbeiterInnen in stationären Einrichtungen mit Hilfe von schriftlichen Fragebögen (n = 367) erfasst. 71% der Befragten gaben an, dass aggressive Verhaltensweisen bei den Kindern und Jugendlichen in den vergangenen fünf Jahren zugenommen bzw. stark zugenommen hatten. Dazu zählen vor allem verbale Aggression, körperliche und autoaggressive Gewalt. Die Befragten waren sich außerdem einig, „dass es Situationen während des Heimaufenthaltes gibt, die bei den jungen Menschen zu einem besonderen Ausmaß von Aggressionen und Gewalt führen“, (ebd., 213). Dazu zählen vor allem folgende typische Situationen: Überforderungssituationen (92%), Konflikte in der Schule (73%) sowie die Zeit nach Elternbesuchen (50%) (ebd.).

Die Befragung ergab deutliche Geschlechtsunterschiede in Bezug auf Formen der Aggression: Bei Buben und Burschen dominiert körperliche Gewalt (57% im Vergleich zu 7% bei Mädchen), Mädchen äußern Gewalt hingegen vorwiegend verbal (56% im Vergleich zu 6% bei Buben). Mädchen zeigen außerdem wesentlich häufiger autoaggressives Verhalten als Burschen (71% im Vergleich zu 6%) (ebd.). Verbale Aggression zwischen Kindern und Jugendlichen wird als häufig (47%) bzw. sehr häufig (39%) angeführt. Die befragten PädagogInnen gaben an, selbst eher selten von BewohnerInnen angegriffen zu werden, allerdings sind sie der Meinung, dass körperliche Gewalt häufig bzw. sehr häufig von den Kindern und Jugendlichen untereinander ausgeübt wird (22%). 39 Prozent sind der Meinung, dass manchmal körperliche Gewalt ausgeübt wird (ebd., 214).

Die deutlichen Unterschiede zwischen jungen Frauen und Männern in Bezug auf Art und Ausmaß aggressiven Verhaltens zeigten sich auch in der Untersuchung von therapeutischen Jugendwohngruppen in Berlin: „Autoaggressive Verhaltensweisen (Selbstverletzung und Selbstbeschädigung) sind bei den weiblichen Jugendlichen wesentlich öfter (70,5%) zu beobachten als bei den männlichen (26,2%). Ein nach außen gerichtetes aggressives Verhalten wird hingegen öfter bei männlichen (70,4%) als bei weiblichen (37,7%) Jugendlichen beschrieben“, (Arbeitskreis der therapeutischen Jugendwohngruppen 2009, 19).

Das Deutsche Jugendinstitut (DJI) präsentierte erst kürzlich die Ergebnisse einer großangelegten Studie, die sich speziell mit sexuellem Missbrauch von Kindern und Jugendlichen in Schulen, Internaten

und Einrichtungen der Jugendwohlfahrt befasst (vgl. DJI 2011). Erstmals im deutschsprachigen Raum wurde damit der Fokus auf pädagogische Institutionen gerichtet. Gefragt nach Verdachtsfällen auf Missbrauch in den vergangenen drei Jahren, gaben MitarbeiterInnen von Heimen signifikant häufiger Hinweise auf sexuellen Missbrauch durch Personal an als MitarbeiterInnen anderer Institutionen. „Die überzufällig höhere Belastung von Heimeinrichtungen durch verschiedene Arten von Verdachtsfällen auf sexuelle Übergriffe ist ein wichtiges und bislang international einmaliges Ergebnis. Natürlich liegt es zunächst nahe, diesen Befund als Folge der stärker belasteten Klientel und der schwierigeren Familienverhältnisse bei Kindern bzw. Jugendlichen in Heimunterbringung im Verhältnis zu Kindern und Jugendlichen in der Schule und in Internaten zu erklären“, (ebd., 65). Die Befragten nehmen an, dass ca. 21% der Kinder in Heimen schon vor der Fremdunterbringung sexuellen Missbrauch erfahren haben (vgl. ebd., 60). „Allerdings trägt diese Erklärung maximal für Verdachtsfälle auf sexuelle Übergriffe zwischen Kindern und Jugendlichen bzw. für Verdachtsfälle auf sexuellen Missbrauch außerhalb der Einrichtung bei. Kaum erklärbar ist mit einem solchen, auf das Herkunftsmilieu und Vorerfahrungen der Kinder rekurrierenden Ansatz der robuste Befund, dass es in Heimen überzufällig häufiger als in Internaten und Schulen zu sexuellen Übergriffen durch Personen kommt, die in der Institution beschäftigt sind. Möglicherweise bietet das Übernachten der Kinder im Heim eine besondere Gelegenheitsstruktur für sexuelle Übergriffe. Da Kinder allerdings in Internaten ebenfalls übernachten und die von dort berichteten Zahlen für Verdachtsfälle auf sexuelle Übergriffe durch Personal deutlich unter denen für Heime liegen, kann dies keine ausreichende Erklärung sein. Vermutet werden könnte ein indirekter Einfluss der unterschiedlichen beruflichen Sozialisationen von PädagogInnen (Lehrkräften) und SozialpädagogInnen mit einem höheren Problembewusstsein der Letzteren und einer deshalb niedrigeren Wahrnehmungsschwelle für problematische Körperkontakte zwischen Erwachsenen und Kindern und einer, aufgrund häufigerer Teamarbeit, stärker eingeübten Praxis der Selbstkritik. Gegen diese Erklärung spricht allerdings der Befund, dass von den Befragten aus Heimeinrichtungen im Mittel keine weniger „schwerwiegenden“ Fälle geschildert werden, was nicht auf andere Wahrnehmungsschwellen hindeutet. Dass Heime Lebensorte für Kinder sind, die im Vergleich zu Kindern aus den anderen beiden Institutionen über weniger familiären Rückhalt verfügen, könnte ein Ansatzpunkt für eine Erklärung sein. Eine andere Deutung könnte darin liegen, dass die vielfach hohe emotionale Bedürftigkeit von Kindern im Heim manche pädosexuellen Täter bzw. Täterinnen motiviert, dort Arbeit zu suchen“, (DJI 2011, 65f).

Die Studie berichtet außerdem, dass häufig sexuelle Übergriffe von Kinder bzw. Jugendlichen untereinander vermutet werden. Dieses Thema, so betonen die AutorInnen, sei bislang weder in der Öffentlichkeit noch in der Forschung besonders berücksichtigt worden (vgl. ebd., 60). Insgesamt scheinen sozialpädagogische Einrichtungen „einem besonderen Risiko institutionellen sexuellen Missbrauchs – z.B. durch Dynamiken der Re-Viktimisierung – ausgesetzt (zu) sein“, (ebd., 47).

Zusammenfassend könnten aus den genannten Studien für die vorliegende Untersuchung folgende Aspekte bedeutsam sein:

- In Einrichtungen der Jugendwohlfahrt leben viele Kinder und Jugendliche, die im Lauf ihres Lebens, vor allem in der Herkunftsfamilie, Missbrauchs- und Gewalterfahrungen gemacht haben.
- Gewalt und Missbrauch ist unter Kindern und Jugendlichen ein häufig zu beobachtendes Phänomen.
- In Einrichtungen der Jugendwohlfahrt ereignen sich unterschiedliche Formen von Missbrauch und Gewalt häufiger als in anderen pädagogischen Institutionen.

2. Teilnehmende Einrichtungen in Tirol

An der Untersuchung haben die folgenden fünf Tiroler Einrichtungen (siehe Tabelle 2) teilgenommen:

- Die Kinderwohngemeinschaft Bay in Schwaz
- Das Jugendland in Innsbruck/Arzl
- Die sozialpädagogische Wohngruppe Laura in Stams
- Die sozialpädagogische Wohngemeinschaft Pro Juventute Mikado in Kirchbichl
- Die therapeutische Jugendwohngemeinschaft Space in Innsbruck

Das Forschungsteam dankt an dieser Stelle den fünf Einrichtungen für ihre Bereitschaft, an der Grundlagenstudie teilzunehmen und für ihre gute Zusammenarbeit, ohne die diese Forschungsarbeit nicht möglich gewesen wäre.

Ursprünglich hätte das seraphische Liebeswerk mit seinen beiden Einrichtungen Elisabethinum und der Bubenburg in Fügen/Zillertal ebenso teilnehmen sollen. Jedoch wurde überraschenderweise nach dem erfolgten positiven Erstkontakt und -besuch der Einrichtungen die Zusammenarbeit von Seiten des Seraphischen Liebeswerks vorzeitig beendet.

Es folgt eine kurze Beschreibung der teilgenommenen Einrichtungen:

2.1 Die Kinderwohngemeinschaft Bay in Schwaz

Am 23.02.2012 fand der Erstbesuch im sozialpädagogischen Zentrum St. Martin¹ statt.

Das sozialpädagogische Zentrum St. Martin ist eine Einrichtung des Landes Tirols. Die sozialpädagogischen Kinder- und Jugendwohngemeinschaften St. Martin bilden den Kernbereich des Zentrums.

In den Kinderwohngemeinschaften „Bay“ werden 16 Mädchen und Buben ab 6 Jahren und in den beiden Jugendwohngemeinschaften männliche Kinder/Jugendliche ab 10 Jahren im Rahmen der vollen Erziehung betreut. Ein differenziertes Betreuungsangebot (verschiedene Lebensformen wie Wohngemeinschaften, Gangway, betreutes Außenwohnen) soll eine umfassende, alters- und entwicklungsadäquate Hilfestellung garantieren. Ein erfahrenes und professionelles Team von SozialpädagogInnen – unterstützt durch vier Haushälterinnen – kümmert sich um das Wohl der Kinder und Jugendlichen.

Aufgenommen werden Mädchen und Buben im Pflichtschulalter (6. bis 12. Lebensjahr) mit einem sozialpädagogischen Aufnahmeprofil im Rahmen der vollen Erziehung. Bei Geschwistern kann in Ausnahmefällen das Aufnahmealter gesenkt werden. Die Kinder können dann bis zur Beendigung der Pflichtschule in der Kinderwohngemeinschaft bleiben. Für Buben gibt es zudem die Möglichkeit, in eine der hausinternen Jugendwohngemeinschaften zu wechseln. In beiden Kinderwohngemeinschaften werden insgesamt 16 Betreuungsplätze angeboten.

¹ Entnommen von: <http://www.zentrumstmartin.at/daszentrum/konzept/kinderwohngemeinschaften/>

Die Angebote sind:

- Überforderung des Herkunftssystems (Familien, allein erziehende Eltern, etc.)
- Schul- und Lernproblemen sowie Leistungsverweigerung
- schulischen und/oder beruflichen Integrationsschwierigkeiten
- sozialen Fehlanpassungen sowie Störungen des Sozialverhaltens
- erhöhter Gewalt- und Aggressionsbereitschaft
- Gewalt- und Missbrauchserfahrungen sowie risikobehafteten Lebensentwürfen

Für einen gelingenden Entwicklungsprozess bedarf es der Bereitschaft der Kinder/Jugendlichen, sich auf die neue Situation und auf neue Strukturen (hausinterne Regulative) einzulassen. Dazu gehören auch eine altersspezifische Problemeinsicht, die Ernsthaftigkeit bei der Erfassung der Ist-Situation und die Bejahung der Sinnhaftigkeit der in den Gesprächen gemeinsam getroffenen Vereinbarungen. Eine professionelle Hilfestellung bei der individuellen Lebensplanung erfordert auch die aktive Unterstützung durch das Herkunftssystem (Eltern, Sorgeberechtigte).

Bay 1 und 2 sind sozialpädagogische Wohngemeinschaften für Mädchen und Buben im Pflichtschulalter. Kinder, die Probleme in ihrem familiären, schulischen und sozialen Umfeld haben, wird ein ganzheitlich ausgerichtetes Betreuungssetting zur Verfügung gestellt. Die Begleitung erfolgt durch ein gemischtgeschlechtliches Team mit fachspezifischer Ausbildung, bestehend aus einem/einer Leiter/in, acht BetreuerInnen und zwei Haushälterinnen. Die Wohngemeinschaften verstehen sich als Lebensgemeinschaft und sind ganzjährig rund um die Uhr besetzt. Durch die kontinuierliche Anwesenheit der Haushälterinnen wird die familienähnliche Struktur von Bay verstärkt. Bay möchte Kindern eine längerfristige Unterbringung bieten, in der sich jedes Kind auf seine Art wohl fühlen kann. In professionell gestalteten persönlichen Beziehungen versucht Bay die Kinder individuell, ressourcen- und lösungsorientiert zu fördern und ganzheitlich zu unterstützen.

2.2 Das Jugendland

Am 05.12.2011 fand der Erstbesuch im Jugendland¹ in Arzl statt..

Das Jugendland ist ein privater Verein, den es seit ca. 25 Jahren gibt. Er gliedert sich in vier unterschiedliche Bereiche:

- Stationärer Bereich (klassische „Unterbringung“)
- Ambulanter Bereich (Tageskinderbetreuung)
- Freizeitbetreuung in den Bereichen Kunst, Tanzen, Theater, Fotografie (Tageskinderbetreuung)
- Wirtschaftsverein (Philipp Neri Catering; zuständig für Küche, Reinigung, KFZ) mit „geschützten“ Arbeitsplätzen

¹ Informationen von: <http://igswg.dklasse.net/?go=einrichtungen&id=5>

Das Jugendland bietet sechs sozialpädagogische Wohngemeinschaften für Kinder und Jugendliche zwischen 3-21 Jahren an:

- Kindergruppe (KIM)
- Kindergruppe (KÜG)
- Geschwistergruppe
- Kinderwohngemeinschaft
- Schülerwohngemeinschaft
- Jugendwohngemeinschaft

Die Gruppen sind heterogen, einerseits gilt das Konzept der langfristigen Betreuung, andererseits sogenannte Übergangsguppe, in der ein Kind krisenbedingt in das Jugendland aufgenommen wird. Nach einer gerichtlichen Abklärung kommt es meist zu einer Weitervermittlung des Kindes. Dies geschieht bis zu einem Alter von ca. 6 Jahren.

Die Wohngemeinschaften sind gemischt geschlechtlich, das Verhältnis von Mädchen und Buben ist ausgeglichen: 51% sind Mädchen, 49% Buben.

Zudem wird betreutes Wohnen in Innsbruck und Umgebung für Jugendliche zwischen 17 und 18 Jahren angeboten. Das Konzept des betreuten Wohnens wird in zwei verschiedenen Varianten angeboten:

- im Haupthaus in einer Garçonniere, die sich in der Nähe der WG's befindet
- außerhalb davon wird eine Wohnung gemietet (meist Praktikumswohnung)

Die Kinder und Jugendlichen kommen hauptsächlich aus Innsbruck, 1/3 der Kinder und Jugendlichen kommen aus dem Raum Tirol. Da das Jugendland die Pflege und Erziehung der Kinder und Jugendlichen übernimmt, liegt bei ihnen die Obsorge.

Die Schwerpunkte der Betreuung sind Herkunftsarbeit und langfristige Beziehungsarbeit. Der Betreuungsschlüssel liegt bei 1:2. Es gibt ca. 30 pädagogische MitarbeiterInnen im Jugendland und eine Leitung.

Die Kinder und Jugendlichen besuchen nicht alle dieselbe Schule. Nach der Volks- und Hauptschule wird meist eine Lehre ergriffen. Außerdem werden auch Arbeitsprojekte des AMS von den Jugendlichen genützt.

2.3 Die sozialpädagogische Wohngruppe Laura

Am 23.12.2011 fand der Erstbesuch in der sozialpädagogischen Wohngruppe Laura (SWG Laura) in Stams statt.

Die SWG Laura wurde am 12. August 2002 gegründet. Das Gebäude besteht zum einem aus dem sozialpädagogischen Internat, das früher das Mädchenheim der Don Bosco Schwestern war. Dieses Internat besteht seit 60 Jahren. Damals hatten die Don Bosco Schwestern die Intention, den Mädchen Bildung anzubieten, aber keine Erziehung im schulischen Sinne. Es gab und gibt keine Schule in der Einrichtung. Über 600 Mädchen wurden über die Jahre von den Don Bosco-Schwestern begleitet. Die Erziehungsarbeit hatten die Schwestern inne. Seit den letzten 10 Jahren wanderten immer mehr Schwestern ab, an ihre Stelle treten ausgebildete SozialpädagogInnen.

Im Internat waren Mädchen der Jugendwohlfahrt untergebracht, 20 Plätze stehen im Internat zur Verfügung – derzeit sind 17 Mädchen untergebracht, die anderen drei Mädchen haben Mutter und Vater zuhause. Von den 20 Plätzen sind 7 durch die Jugendwohlfahrt und 13 privat vermittelt. Seit September 2011 existiert es ein neues Konzept, im Zuge dessen wurde das Mädchenheim in sozialpädagogische Wohngruppe „Laura“ umbenannt.

Die SWG-Laura ist räumlich getrennt zum Internat. Sie teilt sich in drei Gruppen: die „Amanda“, die „Laurita“ und die „Laura“. In die Laura werden bis zu 8 Mädchen ab 8 Jahren aufgenommen. In dieser Gruppe ist die Rückführung zu den Eltern das Ziel. Ein Aufnahmegrund ist meist eine schwierige familiäre Situation.

Die Laurita ist für Mädchen ab 14 Jahren, bei denen die Rückführung zu den Eltern nicht möglich ist. Sie haben meist die Schule bereits abgeschlossen und eine fixe Lehrstelle. Selbstverantwortung wird gefördert durch selbständiges Aufstehen und Frühstück. Von 17 bis 21 Uhr ist ein/e Betreuer/in vor Ort, der/die gemeinsam mit ihnen kocht. Derzeit sind zwei Mädchen in der Laurita. Es gibt insgesamt drei Betten.

Die Amanda ist ein Angebot zum begleitenden Wohnen für Mädchen ab ca. 18 Jahren. Im Konzept der SWG Laura (2004) heißt es: „Die Mädchen sollten danach streben sich selbst finanziell erhalten zu können, und ein hohes Maß an persönlicher Stabilität und Reife aufweisen. Eine Rückführung in die Herkunftsfamilie scheint weder wahrscheinlich noch für das Mädchen vorteilhaft“

Die Rückführung zu den Eltern sei jederzeit möglich. Jedoch ist das Konzept eher auf langfristige Unterbringung ausgelegt.

Die noch schulpflichtigen Mädchen gehen in Volks- und Hauptschulen in Stams. Neben der Schule wird empfohlen, entweder ein Instrument oder eine Sportart außerhalb der Gruppe auszuüben. Psychotherapie wird je nach Bedarf angeboten (Finanzierung mit alternativen Spenden).

2.4 Die sozialpädagogische Wohngemeinschaft Pro Juventute Mikado in Kirchbichl

Am 02.02.2012 fand der Erstbesuch in der sozialpädagogischen Wohngemeinschaft Pro Juventute Mikado¹ in Kirchbichl statt.

In Kirchbichl werden seit 1985 Kinder und Jugendliche betreut und seit 1992 in Form einer sozialpädagogischen Wohngemeinschaft.

Die Einrichtung in Kirchbichl besteht aus zwei Wohngruppen:

- die Kinderwohngruppe mit Aufnahmealter ab 6 Jahren – das Mikado
- und die Jugendwohngruppe für Jugendliche ab 15 Jahren – das Waldhäusl

In den Wohngruppen werden die Kinder und Jugendlichen, wenn eine vorzeitige Rückführung nicht möglich ist, bis zur Volljährigkeit und wenn notwendig auch darüber hinaus, zum Beispiel in Außenwohnungen, begleitet und unterstützt.

Zusätzlich wird ein Krisenplatz angeboten, so dass in Krisensituationen schnell geholfen werden kann.

¹ Informationen von:

http://www.projuventute.at/de/menu_main/ueber_projuventute/einrichtungen_projuventute/wohngemeinschaften_projuventute/tirol_wg_projuventute/newsshow-kirchbichl-pro-juventute-mikado

Das Ziel des Aufenthalts in der Wohngemeinschaft ist, den Kindern und Jugendlichen zu ermöglichen, ihr Leben Schritt für Schritt selbst in die Hand zu nehmen.

Das Mikado / Waldhäusl betreut Kinder und Jugendliche aus schwierigen sozialen Verhältnissen. Die Betreuerinnen arbeiten mit den Herkunftsfamilien, um Kontakte zu fördern oder Beziehungen zu klären. Zudem stehen sie in enger Kooperation mit den Jugendämtern, Schulen, Arbeitgebern und dem sozialen Umfeld der Kinder und Jugendlichen.

Pädagogisch arbeitet das Team strukturiert, realitätsbezogen, ziel- und lösungsorientiert. Als theoretischer Hintergrund dient dabei der „systemische Ansatz in der Sozialpädagogik“.

2.5 Die therapeutische Jugendwohngemeinschaft Space

Am 15.12.2011 fand der Erstbesuch in der therapeutischen Jugendwohngemeinschaft Space statt. 2001 wurde die Jugendwohngemeinschaft Space eröffnet.

Eine psychiatrische Diagnose ist Voraussetzung für die Aufnahme. Jugendliche, auch jene mit schweren Verhaltensauffälligkeiten, bekommen einen Platz im Space – oftmals, nachdem es in anderen Einrichtungen nicht gepasst hatte. Die therapeutische Wohngemeinschaft ist oft die letzte Möglichkeit. Die Jugendlichen haben verschiedene psychiatrische Diagnosen, z.B. Zwangsstörungen, Ängste, Borderline oder Depressionen. Jugendliche von 14 bis 19 Jahren sind derzeit im Space. Sie kommen meist aus Tirol. Bis zu einem Alter von 21 Jahren können sie im Space bleiben. Derzeit sind neun Jugendliche im Space untergebracht. Die Maximalkapazität liegt bei elf Jugendlichen. Es gibt auch viele Schulverweigerer im Space, wobei sich die Gruppenzusammensetzung häufig verändert. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer ist unterschiedlich: Einige sind 4 Jahre da, manche nur 8 Wochen; der Durchschnitt liegt bei ca. 2 Jahren.

Die Jugendlichen haben am Vormittag 3 Stunden Therapie und am Nachmittag 2 Stunden. Sie sind die ganze Zeit in der Einrichtung. In der Gruppe gibt es verschiedene Angebote:

- Musiktherapie
- Malgruppe
- Plastisches Arbeiten (z.B. mit Ton)
- Sportgruppe (z.B. Klettern)
- Gendergruppe (1x/Monat)
- Außenaktivitäten

Es gibt einen Wohn- und einen Therapiebereich.

- Außerdem gibt es eine Kochwerkstatt. Hierzu kommt eine Hauswirtschaftstrainerin zu den Jugendlichen. Am Abend kochen die Jugendlichen selbst, zu Mittag wird für sie gekocht.
- 2x im Monat gibt es auch eine Wahrnehmungsgruppe, im Mittelpunkt steht die eigene Wahrnehmung der Gefühle und deren Aussprache.
- Soziale Kompetenz: Ziel ist es, Selbstsicherheit zu trainieren (z.B. Bewerbungstraining)
- Wochenrückblick: Hier geht es um die Zielformulierung für die kommende Woche und Evaluation der gebildeten Ziele der letzten Woche. Meist ist dieser Wochenrückblick themenzentriert.

In der Nacht ist immer jemand vor Ort. Insgesamt sind 12 KollegInnen im Team und zwei PraktikantInnen, meist in der Ausbildung zum klinischen Psychologen. 2-3 KollegInnen sind immer anwesend. Für die MitarbeiterInnen gibt es zahlreiche Teambesprechungen, da die Arbeit auch sehr belastend sein kann.

Die Einrichtung ist eng verknüpft mit der Psychiatrie in der Innsbrucker Klinik. Einmal in der Woche gibt es einen Kontakt zu einem Facharzt für Psychiatrie. Einzeltherapie ist eher selten bei den Jugendlichen, außer sie kommen von außen und eine Einzeltherapie ist bereits am Laufen. Derzeit sind 5 Jugendliche in Therapie.

Alle 4-6 Wochen finden Familiengespräche statt. Dabei unterstützt das Space die Jugendlichen (nicht primär deren Eltern). Rückführungen zu den Eltern sind eher selten.

Im restlichen Österreich gibt es ca. drei bis vier zum Space vergleichbare Einrichtungen. „Das größte Manko am Space sei, dass es keine interne Schule hätte“, so die Leiterin. Die Stabilisierung der Persönlichkeit ist ein großes Ziel des Space.

Übersichtstabelle der an der Grundlagenstudie beteiligten Einrichtungen**Tabelle 2: Übersicht der untersuchten Einrichtungen**

	Jugendland Innsbruck	Space Innsbruck	SWG Laura Stams	Pro Juventute Kirchbichl	St. Martin Schwaz
Art der Einrichtung	Verbund von Wohngemeinschaften	Therapeutische Wohngemeinschaft	Sozialpädagogische Wohngruppe für Mädchen	sozialpädagogische Wohngemeinschaft	Verbund von Wohngruppen
1. Besuch	05.12.2011	15.12.2011	23.12.2011	02.02.2012	23. 2. 2012
Ansprechperson	Klaus Püspök	Silvia Trattnig	Aaron Latta		Valerie Summerer
Besteht seit	25 Jahren	2001	12.08.2002	1992	2008
Anzahl Ki+Ju gesamt	60 (in 5 WGs)	9	11		16
Altersspanne	3-21	14-19	8-18	6-18	7 – 14
Herkunft Jugendliche	Innsbruck 1/3 Raum Tirol	Tirol	Tirol	Tirol	Tirol (Kufstein, Innsbruck, Schwaz)
Unterbringungsgrund	Multiproblemfamilien	Aufgrund psychiatrischer Diagnose	Probleme in der Familie	Kinder und Jugendliche mit schwierigen sozialen Verhältnissen	Probleme in Familie
Anzahl Wohngruppen	5 (+ 2 extern)	1	3	2	2 (+ Jugendgruppen)
Anzahl MitarbeiterInnen	30	12	197h		
Untersuchte Gruppe	SchülerInnengruppe Jugendwohngemeinschaft	Space	Laura & Amanda	Mikado & Waldhäusl	Bay II
Bezugsbetreuungssystem	nein	ja	ja	ja	ja

3. Methodischer Aufbau der Untersuchung

Ziel der vorliegenden Studie ist es, die Lebensrealität von Kindern und Jugendlichen, die in Einrichtungen der JUWO leben, aus deren Perspektive zu erfassen, genauer zu beschreiben und darauf aufbauend eine Analyse von Themen- oder Problemfeldern vorzunehmen. Auf Basis dieser Erkenntnisse können Hypothesen für weitere Studien oder konkrete Maßnahmen vorgeschlagen werden. In diesem Sinn waren Design und Methodik der Untersuchung an qualitativer Sozialforschung ausgerichtet und die Ergebnisse sind daher nicht als repräsentativ im Sinne einer quantitativen Erfassung sozialer Realitäten zu verstehen (vgl. Lüders 1997; Oelerich, Schaarschuch, 2007).

Das konkrete methodische Vorgehen für die Untersuchung wurde nach den Erstbesuchen in Einrichtungen konzipiert und festgelegt. Von Beginn an wurde großer Wert auf ein kooperatives Verhältnis zu und mit den Einrichtungen gelegt (vgl. Wolf 1999, 33). Im Zuge der ersten Kontaktaufnahmen stellte sich schnell heraus, dass sich das Alter der aktuellen BewohnerInnen aller beteiligten Einrichtungen über eine sehr weite Spanne erstreckte, das jüngste Kind war drei Jahre, der bzw. die älteste BewohnerIn war 21 Jahre alt. Da dies forschungsmethodisch mit den gegebenen Ressourcen nicht zu bewältigen war und die Zielgruppe einzelner Einrichtungen außerdem Jugendliche waren, wurde der Fokus der Erhebung auf ältere Kinder ab ca. 10 Jahren sowie Jugendliche bzw. junge Erwachsene gelegt. Dies erhöht insgesamt auch die Vergleichbarkeit der Daten.

In Anbetracht des oben beschriebenen Forschungsgegenstands sowie nach Durchsicht der einschlägigen, rezenten Fachliteratur (vgl. vor allem Bitzan et al. 2006), erschien die Durchführung von leitfadenorientierten Interviews zielführend. Im Sinne des explorativen Vorgehens wurde außerdem beschlossen, mit jedem bzw. jeder InterviewpartnerIn zwei Gespräche durchzuführen. Dies ermöglichte nicht nur die kommunikative Validierung der erhobenen Daten, sondern durch die Möglichkeit des Nachfragens vor allem auch ein vertieftes Eindringen in Fragestellungen, die sich im Erstgespräch herauskristallisiert hatten. Dasselbe Vorgehen wurde z.B. von Hofgesang (2006, 77) mit großem Erfolg bereits erprobt. Die Autorin betont, wie engagiert sich die Jugendlichen sowohl im ersten als auch im zweiten Interview darauf einließen, über ihre Lebensthemen nachzudenken. Für die konkrete Durchführung der Interviews wurde vom ForscherInnenteam ein Leitfaden entwickelt, der sich schwerpunktmäßig folgenden Themen widmet:

- Tagesablauf und Alltag in der Wohneinrichtung
- Zimmergestaltung und Wohnsituation
- Gewalterfahrungen in der Wohneinrichtung
- Freizeitgestaltung und Taschengeld
- Beziehungen zu BetreuerInnen, zu MitbewohnerInnen und nach außen

Die detaillierten Fragen finden sich im Anhang.

Die Auswahl der InterviewpartnerInnen erfolgte durch die teilnehmenden Einrichtungen. Die TeilnehmerInnen erhielten eine ausführliche Beschreibung des konkreten Vorgehens und ihrer Rolle im Sinne einer informierten Einwilligung (vgl. Lederer 2010, 2). Dies entspricht den Empfehlungen der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) „Die Einbeziehung von Probandinnen und Probanden in empirische Untersuchungen setzt prinzipiell deren Einwilligung voraus und erfolgt auf der Grundlage einer im Rahmen des Untersuchungsdesigns möglichst ausführlichen Information über Ziele und Methoden des Forschungsvorhabens“, (DGfE 2010, 3). Aufgrund der kleinen Gruppe an TeilnehmerInnen und deren Eingebundenheit in bzw. Abhängigkeit von den Einrichtungen, wurde bei

der Auswertung der Interviews sowie beim Verfassen dieses Berichts besonders großer Wert auf die Anonymisierung gelegt. Dies entspricht zeitgemäßen forschungsethischen Standards wissenschaftlicher Forschung, wie u.a. Lederer betont: „Das Prinzip der Vermeidung von Schäden aller Art gilt sowohl für das Forschungsprojekt selbst als auch für mögliche (und deshalb vorab abzuschätzende) Folgen einer erst nachträglichen Verletzung von Anonymitäts- und Diskretionszusagen und nicht zuletzt auch noch für Folgen der späteren Veröffentlichung der Forschungsergebnisse in Wort, Schrift und Bild“, (ebd., 4; vgl. dazu auch dem Ethikkodex der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaften 2010). Die Teilnahme als InterviewpartnerIn erfolgte freiwillig, diese machten ihre Zustimmung durch ihre Unterschrift deutlich. Im Fall von nicht volljährigen Kindern oder Jugendlichen wurde die Einwilligung zur Mitarbeit auch durch die Unterschrift einer bzw. eines Erziehungsberechtigten formal bestätigt.

3.1 Datenerhebung

Die beiden mit den Interviews betrauten Forscherinnen führten von Mitte Februar bis Anfang April 2012 je zwei Interviews mit 14 Personen im Alter zwischen 10 und 23 Jahren, also insgesamt 28 Interviews durch. Neun Mädchen bzw. junge Frauen sowie fünf Burschen bzw. junge Männer waren die InterviewpartnerInnen, der deutliche Überhang bei den weiblichen InterviewpartnerInnen ist vor allem dadurch bedingt, dass eine der beteiligten Einrichtung nicht koedukativ, also nur für Mädchen ausgerichtet ist. Jeweils zwei InterviewpartnerInnen pro Einrichtung lebten zum Zeitpunkt des Interviews in der Einrichtung, jeweils ein/e InterviewpartnerIn hatte die Einrichtung bereits verlassen und beantwortete die Fragen retrospektiv. Da eine der teilnehmenden Einrichtungen erst seit ein paar Jahren besteht, konnte für diese kein/e InterviewpartnerIn gefunden werden, die nicht mehr in einer Wohneinrichtung lebt. Daher wurden dort nur zwei Personen interviewt.

Die Interviews verliefen insgesamt außerordentlich konzentriert, kooperativ und engagiert. Die Kinder und Jugendlichen gaben sehr differenziert und konstruktiv über ihr Leben, ihre Einsichten und Gedanken Auskunft. Auch die Organisation der Interviewtermine in Kooperation mit den beteiligten Einrichtungen verlief problemlos und kooperativ.

Das Zweitinterview diente der Vertiefung, Nachfrage und der Validierung der im ersten Interview gesammelten Informationen. In keinem Zweitgespräch wurden Widersprüche sichtbar, vielmehr führten sie in mehreren Fällen zu ergänzenden Details, teilweise auch überhaupt zu neuen Themen. Die Charakteristik der Interviews kann gut mit folgendem Zitat von Wolf illustriert werden: „Der Forscher gibt dabei einen thematisch offenen Impuls zum Gespräch, bemüht sich, ein gleichmäßiges Interesse an den Ausführungen seiner Gesprächspartner zu signalisieren und Bewertungen – insbesondere Kritik – zu vermeiden und durch die empathische Verbalisierung emotionaler Inhalte eine akzeptierende und angstfreie Atmosphäre herzustellen, die die Gesprächspartner zur offenen und selbstreflexiven Entfaltung ihrer Gedanken und Gefühle einlädt. So sollen Zensur und Selbstzensur möglichst weitgehend verhindert werden. Ziel ist dabei nicht, therapeutische Effekte zu erzielen, sondern einen günstigen Rahmen für authentische und persönlichkeitsnahe Explikationen zu schaffen. Entsprechend gilt das Paraphrasieren im Sinne eines Aufgreifens des Gesagten in leicht modifizierter Form als eine Strategie, um Manipulation und Prädetermination durch den Interviewer zu vermeiden“, (Wolf 1999, 24). Es war unerwartet einfach, mit den Kindern und Jugendlichen ins Gespräch zu kommen, auch dieses Phänomen schildert Wolf über seine Untersuchung in einer Wohneinrichtung (ebd., 25). Dieser Effekt könnte durch die gute Information und Vorbereitung der Kinder

und Jugendlichen durch die MitarbeiterInnen im Zuge des Rekrutierungsprozesses hervorgerufen sein.

Die Interviews wurden auf Band aufgenommen und vollständig transkribiert. Im nächsten Schritt wurden die Transkriptionen anonymisiert: Alle Ortsnamen und konkreten Namen von Einrichtungen oder Personen wurden durch allgemeine Angaben ersetzt wie Stadt, kleiner Ort, Wohneinrichtung, Wohngemeinschaft oder BetreuerIn, anstelle ihres richtigen Namens erhielten die InterviewpartnerInnen Pseudonyme.

3.2 Auswertung

Die Auswertung der Interviewtexte erfolgte in Form einer computergestützten qualitativen Datenanalyse (vgl. Kelle 2001) mit dem Programm Atlas.ti. Durch halb-offenes Kodieren wurden in einem ersten Schritt einerseits auf Basis des Interviewleitfadens, andererseits stark an den Inhalten der Interviews orientiert Codes erarbeitet. „Beim halb-offenen Kodieren wird man also damit beginnen, zunächst Codes auf Basis der Forschungsfragen, dem Interviewleitfaden oder aus dem theoretischen Vorwissen zu generieren. Mit dieser Liste beginnt man dann das Datenmaterial zu kodieren (Top-Down). Wenn keiner der schon erstellten Codes zutreffend ist, können und sollen auch neue Codes erstellt werden (Bottom-Up). Ziel ist es, das Datenmaterial verfügbarer zu machen, damit man später schnell und gezielt auf Textpassagen mit bestimmten Inhalten zugreifen kann. Die ersten Kodeworte sind daher zunächst eher von beschreibender Natur“, (Friese 2011, 11). Vor allem zu Beginn verändert sich die Liste der Codes noch stark, dies spiegelt ein offenes Herangehen an das Datenmaterial wieder. „Vorfixierte Auswertungskategorien wären zudem wenig geeignet, neue, unvorhergesehene Themen und Aspekte, die aufgrund der Offenheit der Interviewfragen auftauchen können, im Material zu entdecken“, (Schmidt 1997, 548). Das Ziel bei der Entwicklung von Codes ist es, vielfältige Begriffe zu entwickeln, „die eine gute Beschreibung von Heterogenität und Varianz im Datenmaterial ermöglichen“, (Friese 2011, 23).

Für die vorliegende Studie wurden 98 Codes zur Auswertung herangezogen, die Liste der Codes befindet sich im Anhang. Allen Textpassagen bzw. –stellen wurden ein oder mehrere Codes zugeordnet. Diese Codierungen stellen die Basis für die weitere Auswertung der Daten dar.

4. Darstellung der Ergebnisse

4.1 Der Weg in eine Einrichtung

Von den 14 Kindern und Jugendlichen, die im Rahmen des Forschungsprojekts interviewt wurden, sind fünf direkt von ihren Herkunftsfamilien in die aktuelle Einrichtung gekommen, ein Jugendlicher hatte davor eine Zeitlang bei den Großeltern bzw. der Großmutter gelebt, eine Jugendliche bei der Familie einer Freundin. Zwei der InterviewpartnerInnen haben zuerst bei Pflegeeltern gelebt. Sieben Kinder bzw. Jugendliche waren davor bereits in einer oder mehreren anderen sozialpädagogischen Einrichtungen oder Internaten untergebracht. Zwei Jugendliche hatten einen bzw. zwei Aufenthalte in der Psychiatrie hinter sich, eine Jugendliche einen Aufenthalt auf der Kinderklinik für Psychosomatik. Einige InterviewpartnerInnen sind bereits als kleine Kinder fremduntergebracht gewesen, einige haben bis ins Jugendalter bei ihrer Herkunftsfamilie gelebt und sind erst später in eine Einrichtung gekommen.

4.1.1 Gründe für eine Einrichtung

Die befragten Kinder und Jugendlichen nennen vielfältige Gründe, warum sie nicht mehr in ihrer Herkunftsfamilie, sondern in einer Wohneinrichtung leben: (früher) Tod eines Elternteils und Überforderung des anderen, Alkoholprobleme eines oder beider Elternteile, Überforderung der Eltern, Trennung der Eltern, prekäre und belastete familiäre Verhältnisse, Aggression des Vaters oder Stiefvaters, Krankheit oder Behinderung eines Elternteils, eigene psychische Probleme, eigene Aggression, Schulschwänzen und Delinquenz, Gewalt in der Pflegefamilie sowie Pensionierung der Pflegemutter. Einige InterviewpartnerInnen erläutern diese Gründe sehr klar und reflektiert, andere deuten Probleme daheim eher allgemein an.

Im Sinne des qualitativen Forschungsansatzes sind die genannten Gründe und Biographien der befragten Kinder und Jugendlichen nicht statistisch repräsentativ, sie spiegeln jedoch die typischen Hintergründe und Lebensverläufe von jungen Menschen wider, die in sozialpädagogischen oder therapeutischen Einrichtungen Unterstützung erhalten.

4.1.2 Einbeziehung in die Entscheidung für die Einrichtung

Mehrere InterviewpartnerInnen berichten, dass sie in den Entscheidungsprozess, ob sie in eine Einrichtung kommen sollen bzw. welche Einrichtung dies sein soll, nicht miteinbezogen wurden. Konkrete Erzählungen vermitteln den Eindruck, als seien die Kinder vor vollendete Tatsachen gestellt worden.

Charlotte¹: „Ich war in der Schule, dann ist die Sozialarbeiterin gekommen und die hat gemeint, so jetzt gehen wir Chinesisch-Kurs (lacht) und wir haben gewusst, irgendetwas ist los. Dann sind wir nach Hause. Dort war schon die Mama mit dem Koffer. Es hat geheißen, wir müssen in eine Stadt. Ich hab gemeint die Mama geht mit. Sie ist aber nicht mitgegangen. Dann sind wir in eine Stadt gekommen. Wir haben nichts davon gewusst. Das ist alles total schnell gegangen.“

¹ Die Namen der InterviewpartnerInnen wurden im Sinne der Anonymität und zu ihrem Schutz geändert. Die hier angeführten Originalzitate sind exemplarisch. Sie sollen die inhaltliche Darstellung illustrieren und beispielhaft konkretisieren. Gleichzeitig geben sie einen Eindruck vom Charakter der Gespräche und der Individualität der Kinder und Jugendlichen. Bei der Auswahl wurde großer Wert auf die Anonymisierbarkeit der Zitate gelegt, d.h., Zitate, die einen Rückschluss auf die Identität der Kinder bzw. Jugendlichen zulassen könnten, wurden nicht berücksichtigt, die Inhalte im allgemeinen Text paraphrasiert.

Johanna: „Ich bin von der Schule nach Hause gekommen, dann war das Jugendamt schon da. Die haben gesagt, dass ich in die WG komm, das war an Mamas Geburtstag. Da kann ich mich noch gut daran erinnern. Ich hab mir dann die wichtigsten Sachen ganz schnell eingepackt: mein Stofftier, meinen Rosenkranz und mein Gewand und ein Bild von der Mama und vom Papa.“

Einige ältere InterviewpartnerInnen berichten demgegenüber, dass sie mitbestimmen konnten, ob und in welche Einrichtung sie kommen. Sie konnten aus mehreren Einrichtungen wählen, konnten Schnuppertage bzw. eine Probezeit in der Einrichtung verbringen.

Stefan: Ich hab es mir selber aussuchen können. Ich hab mich für WGs entscheiden können, das ist über das Jugendamt gelaufen.

Interviewerin: Wie ist das konkret abgelaufen?

Stefan: Wir waren die WG anschauen, zuerst hatten wir ein paar Gespräche mit den Sozialarbeitern, ja und dann wollt ich da her. Es war kein Zwang.

Interviewerin: Deine Eltern oder deine Mama ist zum Jugendamt?

Stefan: Mein Papa.

Interviewerin: Dein Papa. Wie ist das abgelaufen?

Stefan: Nein, wir haben ausgemacht, dass es jetzt am besten ist, wenn ich eine Zeit lang nicht daheim bin, vorübergehend. Da hat er WGs aufgezählt, die waren aber in Deutschland und ziemlich weit weg. Ich wollte aber relativ in der Nähe bleiben, deshalb bin ich hier her. Das ist ja relativ in der Nähe.

Es ist aus den zur Verfügung stehenden Daten nicht klar ersichtlich, warum in einigen Fällen die Kinder bzw. Jugendlichen einbezogen werden und mitbestimmen können und warum dies in anderen Fällen nicht passiert. Möglicherweise spielen akute Gefährdungssituationen eine Rolle, möglicherweise auch das Alter der beteiligten Kinder und Jugendlichen. Möglicherweise variiert auch die Praxis in verschiedenen Abteilungen der Kinder- und Jugendwohlfahrt bzw. die individuelle Praxis einzelner SozialarbeiterInnen.

4.2 Übergang in die Wohneinrichtung

Den Übergang von der Familie bzw. von der vorherigen in die aktuelle Wohneinrichtung beschreiben die Kinder und Jugendlichen durchgehend als emotional belastend. Manche erzählen, dass sie Heimweh hatten. Der Beginn des Lebens und Wohnens in einer Einrichtung ist eine große Umstellung, die Neuorientierung, das Lernen von Regeln und den Aufbau von neuen sozialen Kontakten beinhaltet. Gleichzeitig ist dieser Schritt mit dem Abschied von Familienangehörigen, früheren SchulkollegInnen oder früheren MitbewohnerInnen in anderen Einrichtungen verbunden. Auch die Umstellung vom Leben auf dem Land zum Leben in einer Stadt wird als Herausforderung beschrieben. Die Übergangsphase bzw. Phase des Einlebens und Vertraut-Werdens dauert individuell unterschiedlich lang, manche stellen sich schnell um, andere brauchen länger.

Maria: „Du bist ja frisch von der Familie getrennt, und das tut schon weh.“

Jakob: „Am Anfang war es schon hart, ich bin ja vom Land, dann bist du in der Stadt drin, kennst nichts und niemanden, da denkst du dir schon, dass es ziemlich scheiße ist; aber ich habe mich voll gut eingelebt.“

Johanna: „Früher hab ich immer Heimweh gehabt. Das ist jetzt besser. (...) Ich hab eben öfter geweint, und bin zum Betreuer gegangen und hab ihn gefragt, ob ich meine Mama anrufen darf. Ganz am Anfang hab ich die Mama zwei-, dreimal am Tag angerufen.“

Margot: „Am Anfang war es schon schwierig, weil ich nicht hier, sondern woanders sein wollte; ich wusste zwar, dass ich das brauche, aber ich wollte nirgendwo sein; und es ist kein gutes Gefühl, nirgendwo richtig zu Hause zu sein.“

Stefan: „Anfangs relativ schwierig, mit der neuen Gruppe und den Mitbewohnern; ich musste mich erst integrieren, das ging zwei Wochen; danach ging es relativ gut.“

Anita: „Das war total schwer für mich. Es war so: Ich darf nicht mehr leben, wie ich will. Vorher gab es keine Regeln, gar nichts, und dann auf einmal wieder volles Programm. Du hast hier auch immer jemand um dich, der um dich schaut, der dir sagt, du darfst das jetzt nicht oder das tust du jetzt einfach nicht, oder das tust du. Das war schwierig. Aber ich glaub, ich hab das ganz gut gemeistert.“

Als unterstützend in der Übergangsphase beschreiben die Kinder und Jugendlichen einerseits die freundliche und intensive Zuwendung von BetreuerInnen, andererseits positive Begegnungen mit anderen BewohnerInnen. Vor allem in den ersten Kontakten zu ihren MitbewohnerInnen nehmen die neu eingezogenen Jugendlichen je nach Typ und Charakter eine mehr oder weniger aktive Rolle ein.

Maria: „Alle waren sehr hilfsbereit und wenn es dir schlecht ging, kamen sie gleich her und fragten, was los war. Du bist von Anfang an eingeschlossen worden, wie in einer richtigen Familie. (...) Eine Mitbewohnerin kann dich ablenken, du kannst mit ihr Spaß haben; du wurdest gleich aufgenommen, das war schon sehr gut.“

Charlotte: „Wir haben viele Gespräche gehabt. Sie haben es mir immer wieder erklärt, warum, weil ich es doch nicht verstehen wollte.“

Jakob: „Ich habe Kontakt zu anderen aufgebaut.“

Interviewerin: „Was hat dir dabei geholfen?“

Jakob: „Dass du dich mit den Leuten befreunden musst. Du bist immer offener und kommunikativer geworden, bist auf Leute zugegangen nach zwei, drei Tagen.“

Interviewerin: „Wie sind die Betreuer mit dir umgegangen?“

Susanne: „Schon nett, über nett.“

Interviewerin: „Was haben sie mit dir gemacht?“

Susanne: „Ich hab gefragt: `Darf ich rausgehen? - Ja! Darf ich Computer spielen? Ja!´ Sie haben immer ja gesagt. Für mich war das gut. Ich glaub, sie wollten dass ich mich wohl fühl. Aber halt schüchtern war ich.“

Interviewerin: „Wie lange hat es gebraucht, bis du nicht mehr so schüchtern warst?“

Susanne: „Ein Monat. Ich hab mich dann mit ein paar angefreundet.“

4.3 Tagesstruktur

Alle InterviewpartnerInnen beschreiben sehr klare und durchstrukturierte Tagesabläufe, die unter der Woche vor allem an Schule inklusive Erledigung von Hausübungen und Lernen bzw. an der Lehre orientiert sind. Auch in der therapeutischen Wohngemeinschaft gibt es eine verbindliche Struktur, die sich an sogenannten Werkstätten¹ bzw. anderen Gruppenaktivitäten orientiert. Dem Erledigen von Hausaufgaben und dem Lernen wird insgesamt große Bedeutung zugemessen, manche Einrichtungen haben eigene Lernzimmer oder eigene LernbetreuerInnen. Da die BewohnerInnen einer Wohngemeinschaft unterschiedliche Schulen bzw. Schulstufen besuchen, ist die Tagesstruktur vor allem am Morgen und zu Mittag von individuellen Bedürfnissen geprägt, was z.B. den Zeitpunkt des Mittagessens betrifft. Ältere Kinder oder Jugendliche kommen punktuell für das Mittagessen nicht in die Wohngruppe, wenn sie z.B. nachmittags Unterricht oder Lehre haben. In allen beteiligten Einrichtungen gibt es in unterschiedlichem Ausmaß Verpflichtungen zur Mitarbeit im Haushalt. Das Abendessen ist typischerweise der Zeitpunkt des Tages, an dem alle beisammen sind. Als ganze Gruppe gemeinsam zu essen und sich miteinander zu unterhalten wird in den Wohneinrichtungen offensichtlich sehr gepflegt. Vor allem die Tagesstruktur unter der Woche ist von den BetreuerInnen fix vorgegeben und wird von diesen recht konsequent eingehalten, die Mitsprache- bzw. Mitgestaltungsmöglichkeiten der BewohnerInnen bei der Tagesstruktur sind gering. Die meiste Mitbestimmung gibt es in der freien Zeit, typischerweise nach den Hausübungen für die Schule bzw. am Wochenende. Für Jugendliche kann in manchen Einrichtungen auch die Zeit am Abend unter der Woche freier gestaltet werden.

Helena: „In der Früh gehen wir in die Schule, dann kommen wir heim, dann tun wir Mittagessen. Und dann haben wir meistens Pause. Man kann aber auch gleich mit der Hausübung anfangen. Und, Ja, nach der Hausübung kann man rausgehen in den Garten, mit den Betreuern, oder Ausgang gehen.“

Jakob: „Ich bin um sechs aufgestanden, arbeiten gegangen und um fünf bin ich wieder heimgekommen. Dann hat es Abendessen gegeben, wo wir alle zusammengesessen sind und geredet haben und so. Danach waren wir meistens im Zimmer oder haben etwas unternommen.“

Johanna: „Um halb sieben stehen wir auf, dann haben wir bis sieben Uhr Zeit uns fertig zu machen. (...) Dann gehen wir frühstücken. Um fünf vor halb acht machen wir uns fertig, dass wir dann in die Schule gehen. Je nach dem komme ich dann um halb eins oder um halb zwei Uhr wieder nach Hause. Dann gibt es Mittagessen, dann hat man Freizeit bis halb drei. Von halb drei ist bis um halb vier Lernzeit. Danach hat man von halb vier bis fünf auch wieder Pause. Bis um sechs geht die nächste Lernzeit. Dann gibt es um sechs, halb sieben Abendessen. Danach hat man den restlichen Tag frei. Die in der Volksschule müssen um acht ins Bett,

¹ Zu den Werkstätten und Gruppenaktivitäten zählen z.B. plastisches Arbeiten, Musikwerkstatt, Wahrnehmung, soziale Kompetenz, Heimwerken, Kochen, Sport, Malen, Außenaktivität und gemeinsamer Wochenrückblick. Auch das gemeinsame Putzen der Wohngruppe und das Aufräumen des eigenen Zimmers stehen einmal in der Woche auf dem Programm.

die in der ersten und zweiten Hauptschule müssen um halb neun ins Bett und die, die in die dritte und vierte Hauptschule gehen müssen um neun ins Bett.“

Anita: „Um halb 7 wurden wir geweckt, dann gab es Frühstück, wir sind auf den Bus gegangen und zur Schule gefahren. Nach der Schule gab es Essen, wir wurden da bekocht. Danach waren die Lernstunden, bei denen wir immer kontrolliert wurden - das hab ich auch gebraucht, denke ich. Danach gab es Freizeit, in der du eigentlich machen konntest, was du wolltest, um 6 musste man wieder hier sein; bevor man rausgegangen ist, musste man sich abmelden. Um 6 gab es Essen, und danach hatte jeder seine Dienste, wie Tische abräumen, Küche aufräumen, Wäsche aufhängen oder Müll sortieren. Es gab dabei ein Radl, zwei haben immer die Küche gemacht, zwei die Esszimmer, einer das Wohnzimmer, einer die Wäsche; dabei gab es immer einen Springer, falls einer krank war oder nicht hier war.“

Für Jugendliche, die ihre Schulzeit oder ihre Ausbildung bereits beendet haben und keine Ausbildungs- bzw. Arbeitsstelle haben, kann die Gestaltung des Tages schwierig sein. Eine Einrichtung bietet explizit ein Beschäftigungsprogramm für Jugendliche an, die auf Arbeitssuche sind.

Vor allem, was das Verlassen der Wohneinrichtung außerhalb der Standardsituationen wie z.B. Schulbesuch betrifft, gibt es überall verbindliche Regeln, die eingehalten werden müssen. Die BewohnerInnen müssen sich abmelden, bevor sie die Einrichtung verlassen, müssen ankündigen, wann sie wieder zurück sein werden und müssen angeben, wohin sie gehen. In manchen Einrichtungen ist unter der Woche das Ausgehen nicht gestattet.

4.3.1 Wochenende

An den Wochenenden haben die BewohnerInnen deutlich mehr Möglichkeit, den Tagesablauf und ihre Aktivitäten mitzubestimmen. Es werden Aktivitäten in der Gruppe durchgeführt, die BewohnerInnen können dafür Vorschläge einbringen, über die dann abgestimmt wird. Die konkreten Angebote hängen teilweise auch von den individuellen Neigungen der Dienst habenden BetreuerInnen ab. Je älter die BewohnerInnen sind, desto eher ist es möglich, dass die Teilnahme an Freizeitaktivitäten in der Gruppe nicht verpflichtend ist, und dass die Jugendlichen daheim bleiben können. Grundsätzlich vermitteln die Kinder und Jugendlichen den Eindruck, dass sie die gemeinsamen Aktivitäten in der Gruppe und die Vielfalt der Freizeitbeschäftigungen in den Wohneinrichtungen sehr schätzen. Als herausragende Höhepunkte werden gemeinsame Urlaube genannt.

Charlotte: „Wir gehen oft schwimmen (...), oder wir gehen spazieren. Im Sommer gehen wir oft in Schluchten, zur Klamm, im Silberbergwerk waren wir auch schon. (...) Im Winter gehen wir oft Eis laufen. (...) Im Sommer gehen wir oft schwimmen, (...) im Sommer gehen wir auch oft auf Almen, im Winter rodeln.“

Jakob: „Wir hatten einen Freizeitbetreuer, der unsere ganze Freizeit geplant hat, was wir am Wochenende machen und so; aber wir konnten auch Vorschläge einbringen, so kamen wir dann zu einer Entscheidung. (...) Wir waren mal in Italien, am Meer. Das war echt genial.“

Simone: „Am Wochenende konnten wir auch hierbleiben, und es gab dort verschiedene Programmpunkte, wie Kino gehen, shoppen gehen, rodeln, Ski fahren; und einmal im Jahr gab es einen gemeinsamen WG-Urlaub, z.B. waren wir vor drei Jahren in, richtig weit weg, am Meer.“

An den Wochenenden finden außerdem die Besuche bei der Herkunftsfamilie statt, die sehr individuell geregelt sind: Manche verbringen jedes Wochenende bei ihren Eltern, andere tun dies jedes

zweite Wochenende, in manchen Fällen finden Besuche bei den Eltern nur stundenweise – ohne Übernachtung - oder gar nicht statt. Auf die Beziehungen zwischen den Kindern und Jugendlichen und ihren Eltern wir weiter unten noch näher eingegangen.

4.4 Leben in der Gruppe

Das Leben in einer Wohneinrichtung ist in einer für heutige Verhältnisse großen Gruppe organisiert. Die befragten Kinder und Jugendlichen nennen diesbezüglich sowohl vielfältige bereichernde als auch vielfältige belastende Aspekte. Interessant ist, dass mehrere Zitate sowohl bereichernde als auch belastende Aussagen enthalten. Möglicherweise deutet dies auf eine ambivalente Situation hin oder darauf, dass es sich bei der Frage um Vor- und Nachteile des Lebens in der Gruppe um ein, für die Kinder und Jugendlichen schwierig zu beantwortendes Thema handelt.

Interviewerin: „Wie war für dich das Leben in der Gruppe?“

Maria: „Cool. Es war aber manchmal schon etwas kompliziert. Wir haben uns aber alle eigentlich recht gut vertragen. Streitereien gibt es überall, aber insgesamt war es schon lässig.“

Margot: „Im Großen und Ganzen ist es schon ganz angenehm, weil es einfach fein ist, Leute um sich zu haben, sich mit ihnen zu unterhalten, Fußball zu spielen oder so. Sicher gibt es Zeiten, wo es dann eher anstrengend ist, aber im Großen und Ganzen habe ich es ganz gern.“

Simone: „Es war mal so, mal so. Es gab positive und negative Erinnerungen, und gewissen Situationen, wo ich wusste, dass es wie meine zweite Familie ist, die immer für mich da ist.“

4.4.1 Bereichernde Aspekte

Folgende Aspekte des Zusammenlebens in einer Gruppe erwähnen die Kinder und Jugendlichen als bereichernd und stärkend:

- das erlebte Gemeinschafts- und Zugehörigkeitsgefühl
- miteinander Spaß haben
- im Alltag immer schnell soziale Kontakte zu anderen Kindern und Jugendlichen zu haben
- der Zusammenhalt und die gegenseitige Unterstützung
- das gemeinsame Durchhalten von schwierigen Zeiten oder Krisen
- Altersheterogenität: Größere können auf Kleiner aufpassen und erleben sich selbst als wichtige Person

Interviewerin: „Gibt es etwas, auf das du bezüglich Zusammenleben mit den anderen stolz bist?“

Jakob: „Ja, auf die gute Gemeinschaft, die wir waren.“

Margot: „Man kann mit jemandem, der auch in Schwierigkeiten steht, gut reden und weiß, dass man gemeinsam im gleichen Boot sitzt, und so.“

Simone: „Der Zusammenhalt war bei uns wirklich wichtig, und wir waren auch immer für jemanden da, wenn es ihm nicht gut gegangen ist.“

Anita: „Ich glaube, ich muss irgendetwas hinterlassen haben, denn jedes Mal, wenn ich in ein Zimmer komme, strahlen mich vor allem die Kleineren an und freuen sich, dass ich da bin.“

4.4.2 Belastende Aspekte

Als negative und belastende Elemente des Lebens in einer Gruppe nennen die Kinder und Jugendlichen folgende:

- die Gruppengröße – im Schnitt leben in einer Wohngruppe zwischen acht und zehn Personen, dazu kommen mehrere, im Radldienst wechselnde BetreuerInnen
- die Schwierigkeit, mit fremden Menschen zusammenwohnen zu müssen
- zu wenig Privatsphäre bzw. zu wenig Respekt und mangelnde Distanz von Seiten der MitbewohnerInnen
- Unruhe und Lärm – auch in der Nacht
- Konflikte mit den MitbewohnerInnen (z.B. Gegenstände werden geklaut, Streitereien)
- Gespräche mit BetreuerInnen werden durch MitbewohnerInnen unterbrochen und gestört
- Mangelndes Mitgefühl bzw. Verständnis von den MitbewohnerInnen

Charlotte: „Es nervt z.B., wenn bis um drei Uhr in der Früh die Musik laut ist. Oder sie werfen die Bierflaschen am Wochenende umher. Ein anderer hat dann ein Loch im Kopf und die Rettung muss kommen.“

Matthias: „Sie waren schon oft lästig oder anstrengend; aber wenn ich ins Zimmer gegangen bin und meine Ruhe wollte, haben sie mich auch in Ruhe gelassen.“

Interviewerin: „Sie waren aber oft bei dir?“

Matthias: „Das schon, aber es gab auch Situationen, in denen ich sie aus dem Zimmer schicken wollte, weil sie mir zu lästig waren; sie sind dann auch nicht gegangen, ich musste erst einen Betreuer holen, damit sie gingen. Und es war auch schon sehr spät, so 1 oder 2 Uhr in der Früh.“

Johanna: „Manchmal regt jemand jemanden auf oder es geht darum, dass jemand jemandem etwas genommen oder getan hat. Es gibt ja öfter so kleine Streitereien.“

Luis: „Manchmal, wenn man etwas liegen lässt und so, dann hat's in der Zwischenzeit jemand anderer.“

Interviewerin: „Mhm.“

Luis: „Und dann, wenn man halt sagt, dass das Eine einem gehört, dann sagt er, dann spricht er immer dagegen, dass das ihm gehört.“

Interviewerin: „Mhm, mhm.“

Luis: „So wie ich, ich habe meine Schere. Hab ich einmal verloren gehabt, vor eineinhalb Jahre, glaub ich, dann hab ich's ein halbes Jahr nicht mehr gefunden, und dann bin ich draufgekommen, dass der Mitbewohner die hat.“

Interviewerin: „Mhm.“

Luis: „Und dann. Dann hab ich's ihm wieder abgenommen (lacht).“

Interviewerin: „Mhm. Was hat er dann gesagt?“

Luis (lacht): „Er hat's nicht mal mitgekriegt.“

Interviewerin: „Mit wie vielen Leuten würdest du gern zusammenwohnen?“

Margot: „Zu neun, wie es hier ist, ist es mir zu anstrengend, so viele Leute sind mir zu viel. Eher eine kleine WG mit höchstens fünf Leuten.“

Simone: „Ich denke, dass es so ist, dass, wenn du wirklich 24 Stunden mit denselben Menschen, vor allem mit Gleichaltrigen zusammenlebst, mit der Zeit einfach Konflikte entstehen, die sich nicht einfach lösen lassen.“

Anita: „Das Negative ist, dass du mit 5-10 anderen Kindern da wohnst, die mit dir nichts zu tun haben. Das sind fremde Kinder. Dazu kommen noch zehn andere Elternteile, wo jeden Tag jemand anderer da ist. Das ist der einzige Nachteil. Es sind unglaublich viele Leute hier. (...) Es hat schon ein, zwei Situationen gegeben, wo ich mir gedacht hab: Das geht gar nicht. Das war damals, wo ich einen Freund gehabt hab und ich mit ihm ein bisschen alleine sein wollt. Ich wollt einfach ein bisschen eine Ruhe haben und nicht, dass dauernd irgendjemand um uns herumtänzelt. Das hat mich geärgert. Ich bin ja mit ihm zusammen und nicht mit zehn anderen Leuten. Ich wollt meine Ruhe.“

Susanne: „Wir sind zu neun, zehnt. Das Leben ist schon stressig. Man kann mit den Betreuern nie wirklich reden, ohne dass welche reinschreien und der Betreuer nicht wirklich zuhört. Manchmal geht es beim Essen wild zu.“

4.5 Privatsphäre

Die Interviews machen deutlich, dass die Wahrung der persönlichen Privatsphäre für die BewohnerInnen einen sehr hohen Stellenwert hat. Es lassen sich vier wesentliche Elemente zu diesem Themenbereich differenzieren (siehe Abbildung 1): das eigene Zimmer, die Absperrbarkeit des eigenen Zimmers, Anklopfen sowie die Absperrbarkeit von Badezimmer und Toilette.

4.5.1 Das eigene Zimmer

Der wichtigste Ort für die individuelle Privatsphäre in einer Wohneinrichtung ist das eigene Zimmer. Auch jene InterviewpartnerInnen, die andere Orte zum Für-Sich-Sein nennen – z.B. das Betreuer- oder das Lernzimmer –, betonen, dass das eigene Zimmer der wichtigste Rückzugsort ist.

In den an der Studie beteiligten Einrichtungen gibt es Einzel- und Doppelzimmer. Insgesamt wird von den befragten Kindern und Jugendlichen dem Einzelzimmer, das nicht mit jemand anderem geteilt werden muss, klar der Vorzug gegeben. Als Hauptargument für ein Doppelzimmer wird vor allem Angst, z.B. im Dunkeln, genannt. In Wohneinrichtungen, die sowohl Doppel- als auch Einzelzimmer zur Verfügung stellen, ist es oft der Fall, dass neue BewohnerInnen zuerst ein Zimmer teilen, und im Lauf der Zeit – so dies gewünscht und möglich ist – ein Einzelzimmer beziehen. Die InterviewpartnerInnen nennen verschiedene Beispiele aus dem Alltag, warum die Rücksichtnahme auf eine/n MitbewohnerIn im eigenen Zimmer für sie belastend ist bzw. die eigene Privatsphäre beeinträchtigt.

Brigitte: „In den ersten zwei Jahren habe ich ein geteiltes Zimmer gehabt, danach hab ich das größte Einzelzimmer überhaupt bekommen. (...) Das war perfekt. Ich konnte dann tun und machen was ich wollt im Zimmer.“

Interviewerin: „Hast du ein Einzelzimmer?“

Charlotte: „Nein, leider. Ich hätte aber gern eines.“

Interviewerin: „Zu wievielt seid ihr da drin?“

Charlotte: „Zu zweit. Ich will eh schon lange ein eigenes Zimmer, aber es ist zu teuer. Es ist schon blöd, wenn du heimkommst und deine Mitbewohnerin schläft schon.“

Interviewerin: „Und passt das für dich, dass du mit ihm im Zimmer bist?“

Luis: „Sosolala (lacht).“

Interviewerin: „Aha, was heißt das: sosolala?“

Luis: „Also, manchmal schon, und manchmal nicht. Weil er liest eben immer, also wenn wir schlafen gehen müssen. Und das Licht stört mich halt die ganze Zeit.“

Interview: „Okay.“

Luis: „Ja, und wenn er früher schlafen geh'n muss, dann weckt er mich schon um halb sechs auf.“

Interviewerin: „Okay, also so miteinander das Zimmer teilen, das.“

Luis: „Nein, ich hätte lieber ein Einzelzimmer.“

Elias: „Am Anfang war ich mit einem Kollegen im Zimmer.“

Interviewerin: „Ist es dir recht, alleine in einem Zimmer zu sein?“

Elias: „Ja.“

Interviewerin: War es schwierig, zu zweit mit dem anderen in einem Zimmer zu sein?

Elias: „Das nicht, aber ich bin lieber alleine in einem Zimmer.“

Interviewerin: „Gibt es Orte, an denen du für dich alleine sein kannst?“

Matthias: Ja, das Zimmer. Da wird auch angeklopft. Wenn ich ins Internet gehen will, bin ich im Betreuerzimmer, und da bin ich auch für mich. Meistens ist auch ein Betreuer da.“

Margot: „Ich habe inzwischen ein Einzelzimmer. Ich war sehr lang in einem Doppelzimmer, aber ich habe dann um ein Einzelzimmer, das gerade freigeworden ist, angefragt. In einem Doppelzimmer wäre es nicht mehr gut gegangen, weil ich immer lernen musste.“

Susanne: „Ich würde gern mit jemandem zusammen im Zimmer schlafen. Im Dunkeln habe ich oft Angst, es wäre dann etwas leichter. Dann könnt man denjenigen aufwecken und ihm sagen, ich hab Angst.“

4.5.2 Absperrbarkeit des eigenen Zimmers

Es ist die Ausnahme, dass Kinder und Jugendliche einen Schlüssel haben, mit dem sie autonom ihr Zimmer absperren können. Dass dies im Allgemeinen nicht üblich ist, wird von den befragten BewohnerInnen kritisch beurteilt. Einige würden es eindeutig vorziehen, könnten sie ihr Zimmer selbst absperren. Einerseits, damit nichts gestohlen wird und ihre Wertsachen in Sicherheit sind, anderer-

seits, damit sie ihre Privatsphäre besser schützen können. Jugendliche, die nicht absperrbare Einzelzimmer haben und über das Wochenende nicht in der Einrichtung sind, können ihr Zimmer von BetreuerInnen absperrbar lassen. Jene InterviewpartnerInnen, deren Zimmer absperrbar sind, schätzen dies.

Interviewerin: „Hat man das Zimmer absperrbar lassen?“

Brigitte: „Am Anfang nicht, die ersten beiden Jahren nicht, danach schon. Innen gab es einen Knopf, außen konnte man zusperren.“

Interviewerin: „Was war für Sie der Unterschied?“

Brigitte: „Die Sachen waren sicher. Damals wurde viel gestohlen, dann wurde von den Betreuern beschlossen, jeder bekommt einen Schlüssel.“

Luis: „Wenn ich jetzt zum Beispiel nicht gut drauf bin, und jeder hinter mir her läuft, und "was ist?" und so, und so fragt, wär's halt dann schon fein, wenn man's absperrbar könnte.“

Interviewerin: „Wie war es für dich, dass du dein Zimmer nicht absperrbar konntest?“

Matthias: „Eigentlich nicht so schlimm. Aber öfter, als kein Betreuer da war und ich einen Termin hatte, musste ich einen Betreuer suchen, der mir das Zimmer zusperrt, und die Suche konnte ziemlich lange dauern. Ich wollte wegen meiner Wertsachen, meinem TV und meiner XBOX das Zimmer einfach abgesperrt haben.“

4.5.3 Anklopfen

Es wird von den Befragten als selbstverständlich und wichtig erachtet, dass jemand, der bzw. die das Zimmer betreten möchte, vorher anklopft. Im Alltag klappt dies manchmal besser, manchmal schlechter. Es wird als unangenehm und störend empfunden, wenn MitbewohnerInnen oder BetreuerInnen ohne anzuklopfen ein Zimmer betreten. Dasselbe gilt für das Betreten von Zimmern, wenn die BewohnerInnen nicht anwesend sind und nicht vorab gefragt wurden.

Johanna: „Manchmal gehen Leute in unserer Zimmer. Normalerweise müssten die anderen fragen, ob sie zu uns ins Zimmer dürfen, aber manche Leute gehen einfach rein. Das ist nicht fein.“

Interviewerin: „Du, und wenn ihr die Zimmertür zu habt's, wird da angeklopft, bevor jemand ins Zimmer reinkommt?“

Luis: „Da müssen's warten, bis man etwas sagt, und dann können's reinkommen. Und manche laufen's sogar so rein.“

Interviewerin: „Aha. Die Betreuer oder die Kinder?“

Luis: „Betreuer und Kinder.“

Interviewerin: „Betreuer und Kinder? Aha. Und wie ist das für dich, wenn einfach jemand reinkommt, ohne, dass du "Herein" gesagt hast?“

Luis: „Das ist schon nervig, weil, weil es kann auch sein, dass ich beim Umziehen bin, oder so.“

Interviewerin: „Hat man angeklopft, bevor man ins Zimmer kam?“

Simone: „Ja. Das musste man. Das war aber bei uns eine Sache von Anstand, dass es automatisch vor sich ging.“

Interviewerin: „Wird angeklopft, wenn man zu dir ins Zimmer will?“

Susanne: „Schon, aber die eine Mitbewohnerin kommt einfach rein.“

Interviewerin: „Wie ist es mit den Betreuern?“

Susanne: „Wenn meine Tür nicht geschlossen ist, dann nicht. Aber sonst auch nicht wirklich.“

Interviewerin: „Wie findest du das?“

Susanne: „Nicht so gut, wenn ich z. B. etwas Geheimes mache z. B. für meine Mama was zeichnen, von dem sie nichts wissen brauchen, dann mag ich das nicht so gern.“

4.5.4 Badezimmer und Toilette absperrbar

In allen fünf beteiligten Einrichtungen sind sowohl die Toiletten als auch die Badezimmer von den BewohnerInnen absperrbar. Es gibt überall mindestens zwei Badezimmer, die jeweils entweder nur von männlichen oder nur von weiblichen BewohnerInnen bzw. in einzelnen Fällen auch gemischtgeschlechtlich verwendet werden. Wenn es eine konkrete Zuteilung der BewohnerInnen zu einzelnen Badezimmern gibt, kann es problematisch sein, wenn BewohnerInnen ein Badezimmer benutzen, das ihnen nicht zugeteilt ist. Gibt es ein Zimmer mit eigenem Bad, wird dies v.a. von Jugendlichen sehr geschätzt. Die befragten Kinder und Jugendlichen können das Badezimmer in ihren Einrichtungen als privaten Rückzugsort benutzen. Einige haben konkrete Änderungsvorschläge für die Einrichtung des Badezimmers, z.B. die Entfernung von Abziehbildern für Kinder auf den Fliesen.

Charlotte: „Es gibt zwei, eines mit Dusche, eines mit Bad. Eines ist das Mädchen-, das andere das Bubenbadezimmer; dann gibt es getrennte Klos.“

Interviewerin: „Wird das Bad nur von Jungen geteilt oder ist das gemischt?“

Elias: „Es sind zwei Mädchen und ich bin der einzige Junge.“ (...)

Interviewerin: „Wenn du etwas ändern könntest, wie würdest du es einrichten?“

Elias: „Ich würde zwei Duschen installieren, eine für die Mädchen, eine für mich.“

Simone: „Es gab zwei (...). Ein Bad hat nur eine Toilette und eine Wanne gehabt, eines eine Toilette und eine Dusche; wir konnten am Abend duschen oder baden, wann wir wollten.“

Susanne: „Die Klos stinken meistens, das Bad schaut schön aus.“

Zusammenhänge mit der erlebten Privatsphäre:

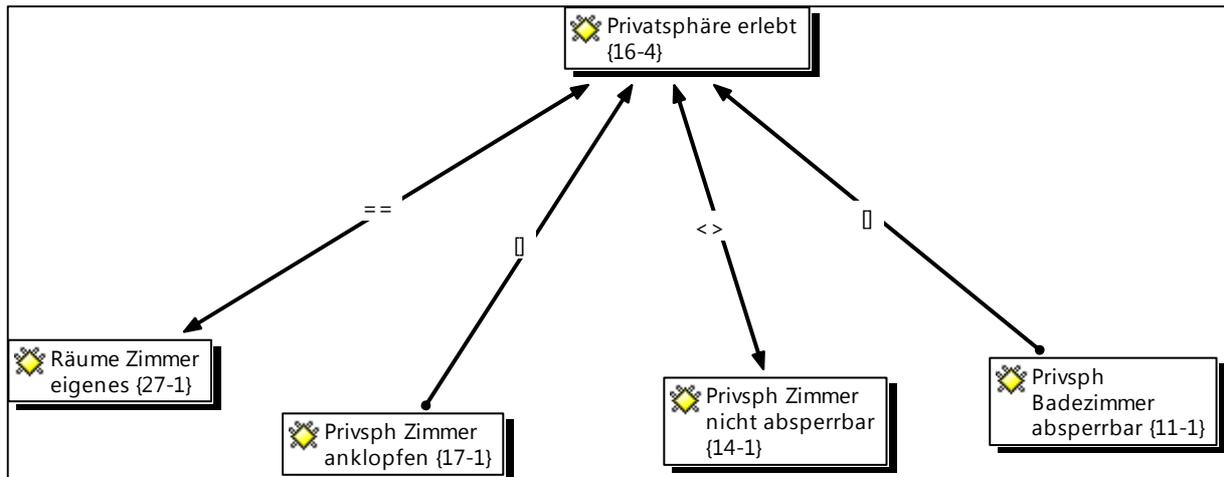


Abbildung 1: Grafische Darstellung der Zusammenhänge von Zimmereigenschaften mit der Privatsphäre

Die grafische Darstellung der oben beschriebenen Informationen macht die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Elementen bzw. Teilbereichen deutlich: Das eigene Zimmer ist stark verbunden mit dem bzw. ein wichtiger Aspekt für das Erleben von Privatsphäre; die Möglichkeit des Absperrens des Badezimmers sowie das Anklopfen vor dem Betreten des Zimmers sind Elemente erlebter Privatsphäre, während die Nicht-Absperrbarkeit des Zimmers die Privatsphäre stört bzw. einschränkt (siehe Abbildung 1).

4.6 Soziale Beziehungen

Die sozialen Beziehungen der Kinder und Jugendlichen in den beteiligten Wohneinrichtungen sind vielfältig. Neben Beziehungen innerhalb der Einrichtung zu MitbewohnerInnen und BetreuerInnen, haben sie nach außen Beziehungen zu Eltern und Geschwistern, zu anderen Verwandten wie Großeltern, Tanten und Onkeln, sowie zu Schul- bzw. ArbeitskollegInnen und anderen Bekannten. Vor allem für Jugendliche ist die Frage, ob und wie in Wohneinrichtungen Partnerschaften gelebt werden können, bedeutsam.

4.6.1 Beziehungen zu MitbewohnerInnen

Die InterviewpartnerInnen erleben die Beziehungen zu ihren MitbewohnerInnen sowohl bereichernd als auch belastend. Für beide Perspektiven bringen sie vielfältige konkrete Beispiele. Folgende positive Aspekte werden genannt:

- Miteinander Spaß haben, es miteinander lustig haben
- im Ernstfall zusammenhalten
- sich aufeinander verlassen können
- sich vertrauen können
- sich gegenseitig helfen
- sich umeinander sorgen
- miteinander reden können
- willkommen sein
- sich zugehörig fühlen

Besonders häufig wird erwähnt, dass es die BewohnerInnen „miteinander lustig“ haben. Gemeinsam miteinander Spaß zu haben, unbeschwerte Zeiten miteinander zu verbringen und miteinander Lachen zu können, wird als besonders bereichernd und aufbauend erlebt - nicht zuletzt in Zeiten persönlicher Krisen.

Maria: „Du bist ja frisch von der Familie getrennt, und das tut schon weh; aber eine Mitbewohnerin kann dich ablenken, du kannst mit ihr Spaß haben; du wurdest gleich aufgenommen, das war schon sehr gut.“

Johanna: „Wir haben es immer sehr lustig.“

Interviewerin: „Wie war das für dich so, dieser Wechsel von zuhause hier her?“

Luis: „Ja das, das war schon traurig. War voll die Umstellung.“

Interviewerin: „Ja.“

Luis: „Aber dafür haben wir's lustig gehabt.“

Margot: „Man konnte sich auch während der Krisenzeit die Zeit lustig machen.“

MitbewohnerInnen werden jedoch auch als belästigend, störend oder anstrengend erlebt. Diesbezüglich nennen die befragten Kinder und Jugendlichen folgende Phänomene:

- schwieriges, herausforderndes Verhalten
- Verhalten, das den Befragten auf die Nerven geht
- Provokationen
- Lügen
- Aufmerksamkeit auf sich ziehen
- aggressives Verhalten
- mangelndes Verständnis anderen gegenüber

Charlotte: „In der WG haben wir einen schwierigen Fall. Er (...) kann oft so lieb sein, kann aber im Handumdrehen wie ausgewechselt, ein richtiger Teufel sein. (...) Gestern war er wieder voll lieb, und am Wochenende gab es wieder Zoff, du kannst dir nicht vorstellen, dass es immer noch er ist.“

Elias: „Hier in der Wohngemeinschaft hab ich auch eine, mit der ich nicht so gut auskomme, ihr gehe ich einfach aus dem Weg.“

Helena: „Die tun blöd, also zum Beispiel mit Schlägereien.“

Luis: „Wir haben einen so einen Kleinen, so einen Lezn. Der lacht wegen jedem Scheiß, egal, was man sagt. Egal ob's nicht lustig ist, oder ob's lustig ist. Also der lacht einfach immer. Und das nervt halt. Und der ist halt frech. Und wenn man zu ihm frech ist, dann spinnt er gleich. (...) Ja, und wenn man nicht das gleich tut, was er sagt, dann, dann spinnt er auch gleich.“

4.6.2 Beziehungen zu den BetreuerInnen

BetreuerInnen stellen in einer sozialpädagogischen Einrichtung eine zentrale Größe dar. Die befragten Kinder und Jugendlichen bringen viele Beispiele, wie sie ihre BetreuerInnen im Alltag erleben bzw. erlebt haben. Sie beschreiben ihr Verhältnis bzw. ihre Beziehung zu den BetreuerInnen differenziert und vielfältig:

- freundschaftlich
- unterstützend und hilfreich
- mit BetreuerInnen kann gesprochen werden
- manche BetreuerInnen können sie leiden, manche nicht
- im Allgemeinen fühlen sich die BewohnerInnen von den BetreuerInnen verstanden und ernst genommen, es gibt jedoch Situationen, wo dies nicht der Fall ist, und sie sich mehr Verständnis von den BetreuerInnen wünschen
- es kann für die BewohnerInnen schwierig sein, mit BetreuerInnen zu arbeiten, wenn ihnen diese unsympathisch sind
- es kann mit den BetreuerInnen Konflikte geben, z.B. wenn die BewohnerInnen nicht das tun, was die BetreuerInnen wollen
- gegen BetreuerInnen, mit denen die BewohnerInnen nicht klar kommen, können diese – in der Gruppe – mit ihrem Verhalten Widerstand leisten
- im Allgemeinen arrangieren sich die BewohnerInnen mit den BetreuerInnen
- es gibt BewohnerInnen, die BetreuerInnen beschimpfen und ihnen gegenüber frech sind
- andere haben Respekt vor ihnen
- vor allem Jugendliche besprechen sehr persönliche Dinge lieber mit FreundInnen als mit BetreuerInnen
- es gibt Situationen, in denen sich die Jugendlichen von BetreuerInnen ungerecht behandelt fühlen
- manche BewohnerInnen bewundern die BetreuerInnen für ihren Einsatz und ihre Geduld den Kindern und Jugendlichen gegenüber

Maria: „Es ist weniger eine Betreuerbeziehung als eine Freundschaft.“ (...)“Jetzt verstehe ich mich gut mit allen, früher aber hat es Betreuer bzw. Praktikantinnen gegeben, die ich nicht leiden konnte; es hat schon Zoff gegeben, aber die meisten sind schon ok.“

Brigitte: „Ich hab mich eigentlich mit allen verstanden, obwohl es viele Streitereien gegeben hat, aber im Großen und Ganzen hab ich mich gut verstanden mit ihnen.“

Charlotte: „Sie hat uns alles verboten, das haben wir nicht ausgehalten; da wurden wir etwas böse.“

Elias: „Im Großen und Ganzen verstehe ich mich gut mit den Betreuern.“

Jakob: „Es gab schon den ein oder anderen Betreuer, die nicht so gut drauf waren, aber mit denen hab ich auch nicht so viel geredet. Die waren total streng, haben einem nur gesagt was nicht passt. Mit denen wollt ich dann gar nicht mehr reden.“

Margot: „Anfangs war gar nicht der Wechsel das Schwierigste, sondern, dass ich mit meinen Bezugsbetreuern nicht so gut klarkam, weil sie mir nicht sympathisch waren oder ich mit ihnen nicht gern arbeiten wollte. Ich hab mich dann irgendwie mit ihr zusammengerauft.“

Stefan: „Die Betreuer treiben mich manchmal an; ab und an streite ich mit ihnen, aber meistens komme ich dem nach, was sie sagen.“ (...) „Über solche Themen rede ich eigentlich nie mit den Betreuern. Für das hab ich ja Kollegen. Wenn es zum Beispiel um die Freundin geht. Oder ich rede mit meinen Eltern. Ich mein die Betreuer können schon nett sein, aber es ist was anderes. Es ist ja ihr Job.“

Anita: „Ich bewundere die Arbeit, die sie machen, sie brauchen mit uns extrem viel Nerven. Jeder von ihnen hat meinen vollsten Respekt; und du bekommst von acht Erwachsenen lauter Kleinigkeiten mit, kannst gut sparen lernen, gut kochen lernen.“

Susanne: „Am Wochenende stehe ich gerne später auf, aber die Betreuer nerven mich dann damit, dass sie (...) mich aus dem Bett holen wollen.“ (...) „Es vermiest mir den ganzen Tag. Sie sollen einfach einmal sagen, ich soll aufstehen - dann steh ich eh auf.“

(...)

„Gestern hab ich einen schlechten Tag gehabt.“ (...) „Dann hab ich zu weinen begonnen.“ (...) „Nachher hab ich alles hingeschmissen, wollt weggehen, aber eine Betreuerin hat mich festgehalten, dann bin ich ins Wohnzimmer. Dort hat mich einer zur Seite geschubst und sagt so: `Pass mal auf Madl`. Das hat mich wieder aufgeregt. Doch die Betreuer sagen nur: `Was weinst du denn wegen jeder Kleinigkeit`. Aber für mich ist das keine Kleinigkeit.“

4.6.3 Beziehungen zu den Eltern

Die Beziehungen der Kinder und Jugendlichen zu ihren Eltern wirken sehr unterschiedlich: Manche vermissen ihre Eltern sehr und wollen am liebsten wieder bei ihnen bzw. bei einem Elternteil leben. Sie drücken die Sehnsucht nach ihren Eltern und nach einem normalen Familienleben deutlich aus und leiden unter der Tatsache, dass sie nicht daheim leben können. Die eigene Familie ist ihnen sehr wichtig. Andere InterviewpartnerInnen haben Phasen des totalen Kontaktabbruchs zu ihren Herkunftsfamilien hinter sich. Sie haben sich jedoch wieder angenähert und zum Zeitpunkt der Interviews einen regelmäßigen, aber nicht sehr häufigen Kontakt, und sind mit dieser Situation zufrieden. Einige InterviewpartnerInnen berichten, dass sie gar keinen Kontakt zum Vater haben bzw. diesen nie kennengelernt haben. Andere beschreiben ein gutes Verhältnis zum Vater, mehrfach werden Konflikte mit Stiefvätern berichtet. Die Trennung der Eltern und das Leben mit Stiefeltern sind für die betroffenen InterviewpartnerInnen häufig mit Schwierigkeiten verbunden und belastend.

Brigitte: „Ich und die Mama haben einige Zeit keinen Kontakt gehabt, weil ich das nicht wollte.“ (...) „Wir sehen uns auch nicht oft, also öfter als vorher, aber es passt ganz gut.“

Charlotte: „Ich möchte nicht daheim schlafen, weil ich das nicht aushalte. Daheim wird bloß gestritten. Wir dürfen zwar nach Hause fahren, aber ich fahre höchstens alle zwei Monate mal.“ (...) „Ich vermisse zwar meine Mama und alle, aber ich möchte nicht daheim bleiben.“

Interviewerin: „Wo würdest du am liebsten sein, wenn du es dir aussuchen könntest?“

Elias: „Bei meinem Vater.“

Interviewerin: „Zu deiner Mama, hast du da Kontakt?“

Helena: „Die seh ich alle drei Wochen.“ (...) „Sie holt mich ab. Für vier Stunden jetzt einmal zurzeit. Und ich hab einmal auch bei ihr schlafen dürfen, aber das ist jetzt nicht mehr, also, das ist jetzt zurzeit nicht mehr so.“

Johanna: „Sie haben mich gefragt, ob ich jedes zweite Wochenende heim will, da hab ich nein gesagt. Wir haben dann jedes Wochenende ausgemacht.“

Interviewerin: „Wenn du dir aussuchen könntest, wo du wohnen möchtest, hier oder zuhause, wenn du's dir aussuchen könntest. Weißt du, wofür du dich entscheiden tatest?“

Luis: „Daheim.“

Interviewerin: „Wie sieht die Beziehung zu deinen Eltern aus?“

Stefan: „Die passt jetzt auch besser. Wieder. Sie können mir jetzt wieder mehr vertrauen.“

Anita: „Am schönsten und am besten war es natürlich früher, obwohl es viel Streit gegeben hat.“

(...)

Interviewerin: „Wie würdest du die Beziehung zu deinem Vater beschreiben?“

Anita: „Schwierig. Es war sehr schwierig, aber jetzt passt es wieder sehr gut. Es ist jetzt langsam immer wieder mehr geworden.“

Susanne: „Ich wollte lieber bei der Mama bleiben. Ich war bisher insgesamt 2 1/2 Jahre bei der Mama. Es gab eine schwierige Zeit, zu der ich nicht zur Mama durfte, weil sie keine gescheite Wohnung und finanzielle Probleme hatte.“

(...)

Interviewerin: „Gibt es sonst etwas, wovor du Angst hast?“

Susanne: (...) „Dass mein Vater mit mir überhaupt nicht mehr redet.“

Interviewerin: „Redet er nicht oft mit dir?“

Susanne: „Nein, so gut wie nie; wenn, dann geht es von mir aus.“

Interviewerin: „Wie gehst du damit um?“

Susanne: „Manchmal sage ich, dass es mir egal ist, aber das ist es nicht.“

Einige InterviewpartnerInnen erhalten von ihren Eltern konkrete Unterstützung, z.B. werden Handyverträge von den Eltern für ihre Kinder abgeschlossen und auch die monatlichen Gebühren bezahlt oder sie gehen mit den Eltern Kleidung einkaufen. Manche besprechen mit ihren Eltern auch wichtige oder persönliche Dinge, z.B. wenn sie Probleme in einer Partnerschaft haben. Einige InterviewpartnerInnen berichten von regelmäßigen Telefonaten mit ihren Müttern oder Vätern. Andere vermitteln demgegenüber nicht den Eindruck, dass ihre Eltern im Alltag für sie eine unterstützende Funktion innehaben.

Matthias: „Ich treffe meine Mutter und meine Tante öfter, dann rede ich mit ihnen; sie geben mir Ratschläge und Unterstützung.“

(...)

Interviewerin: „Was hilft dir, im Alltag gut klarzukommen?“

Matthias: „Eigentlich die Mama. Sie hilft mir, wo es geht, z.B. wenn ich irgendwo anrufen muss, macht sie das für mich; ich mag das Telefonieren überhaupt nicht.“

4.6.4 Beziehungen zu den Geschwistern

Der Großteil der InterviewpartnerInnen hat ein oder mehrere Geschwister bzw. Halbgeschwister. Teilweise leben die Geschwister miteinander in der gleichen Wohngemeinschaft, teilweise in derselben Wohneinrichtung jedoch in einer anderen Gruppe. Einige Geschwister leben in anderen Einrichtungen, andere bei den Eltern. Eine Interviewpartnerin beschreibt im Sinne einer Parentifizierung ausführlich, dass sie daheim über weite Strecken Betreuungs- und Versorgungsfunktionen für ihre Geschwister übernommen hat und dass ihr diese Funktion in der Wohneinrichtung explizit abgenommen worden ist. Die Beziehungen der InterviewpartnerInnen zu ihren Geschwistern haben unterschiedliche Qualitäten: Manche sind ihnen sehr verbunden, andere haben wenig oder keinen Kontakt zueinander. In den Wohneinrichtungen kann es zwischen Geschwistern einerseits zu Konflikten kommen, andererseits sind Geschwister einander auch positiv verbunden.

Interviewerin: „Was kaufst du ein?“

Helena: „Ein Geschenk für meine kleine Schwester.“

Anita: „Meinen Bruder sehe ich eigentlich nie, nur über Facebook schreiben wir uns öfter. Das passt eigentlich ganz gut. Und mit meiner Schwester passt es derzeit auch wieder ganz gut. (...) Es hat auch mit meiner Schwester Streitigkeiten gegeben. Wochenlang haben wir kein Wort geredet, sie hat mich nicht mal angeschaut, wenn ich sie auf der Straße getroffen hätt.“

Interviewerin: „Was wünschst du dir vom Bruder?“

Susanne: „Dass er normal tut. Er tut extra blöd.“

4.6.5 Beziehungen zu anderen Verwandten

Mehrfach tauchen in den Interviews Schilderungen von unterstützenden Beziehungen zu anderen Verwandten auf, z.B. Großeltern, Onkeln und Tanten. Einige InterviewpartnerInnen haben im Lauf ihres Lebens eine Zeitlang bei Großeltern gelebt. Im Sinne eines tragfähigen sozialen Netzwerkes kann die weitere Familie auch für BewohnerInnen einer Einrichtung eine wichtige Rolle spielen.

Brigitte: „Durch meinen Onkel. Die Exfreundin hat sich ein bisschen für mich erkundigt, sie hat für mich die Stelle herausgefunden und mein Onkel hat gleich angerufen.“

Jakob: „Ich bin schon oft zur Oma gefahren.“

Susanne: „Meistens bekomme ich so zwei bis fünf Euro, wenn ich zur Tante komme.“

4.6.6 Beziehungen nach außen

Beziehungen nach außen ergeben sich für die befragten BewohnerInnen vor allem in der Schule bzw. am Arbeitsplatz. Punktuell haben sie Kontakt zu SchulkollegInnen von früher. Einige InterviewpartnerInnen sind in Vereinen aktiv, z.B. bei der Freiwilligen Feuerwehr oder in Sportvereinen, einige lernen ein Instrument. Je älter die Jugendlichen sind, desto autonomer wirken sie in Bezug auf ihre Kontakte außerhalb der Wohneinrichtung, desto weniger wichtig werden ihnen die Beziehungen innerhalb der Wohneinrichtung. In den Einrichtungen ist es grundsätzlich gerne gesehen, dass Kinder und Jugendliche von außen zu Besuch kommen. Im Allgemeinen scheint dies jedoch eher selten der Fall zu sein bzw. ist es individuell sehr verschieden. Für das Übernachten von Kindern und Jugendlichen von außerhalb in der Einrichtung gibt es restriktive Regelungen, dies scheint vor allem bei männlichen BesucherInnen nicht gerne gesehen zu sein. Dasselbe gilt für das Übernachten von BewohnerInnen bei FreundInnen.

Maria: „Als ich in der WG war, bin ich oft mit den Leuten von der Hauptschule abgehängt.“

Interviewerin: „Während Sie in der WG waren, welche Kontakte haben Sie nach außen gehabt zu Leuten nicht von der WG?“

Brigitte: „Einmal von der Schule und einmal von der Sportgruppe.“

Johanna: „Ich kenne meine Freunde von der Schule, von der WG und von der Klasse. Meine Cousine sehe ich auch ab und zu. Von meiner alten Klasse sehe ich auch einige, zum Beispiel wenn ich Schifahren oder eislaufen geh. Die anderen hab ich im Handy eingespeichert. Denen schreib ich mal ab und zu ein SMS und frag sie, ob sie mit auf den Eislaufplatz kommen.“

Interviewerin: „Kommen die auch manchmal hierher?“

Luis: „Also bis jetzt hab ich noch keinen eingeladen.“

Interviewerin: „Zu welchen Leuten hast du außerhalb von hier Kontakt?“

Margot: „Zu denen von der Schule, sonst nicht zu vielen Leuten. Mäßigen Kontakt mit ehemaligen Mitschülern von mir, sonst nicht viel.“

Matthias: „Man darf auch oft rausgehen, das finde ich gut. Dumm ist es nur, dass niemand von außerhalb dort schlafen darf.“

Stefan: „Wenn ich jetzt so frag, darf ich zum Kollegen, dann fragen sie 'bis wann', dann sag ich so 'zehn' oder so, dann sagen sie 'ok'. Ist ganz nett. Es hat auch schon mal ein Kolleg oben geschlafen in der WG. Das war in den Sommerferien.“

Interviewerin: „Durfdest du schon bei einer Freundin schlafen?“

Anita: „Ja, mit Anmeldung und Abgabe der Kontaktdaten an die Betreuer.“

Interviewerin: „Jederzeit?“

Anita: „Nein, nur am Wochenende, und nur eine Nacht, und auch nicht zu oft. Sie wollten schon, dass man eher hier anwesend ist.“

(...)

Anita: „Ich habe eigentlich einen recht großen Freundeskreis, durch die ganzen Leute, die ich von der Arbeit her kenne oder vom Ausgehen, aber so richtig gute Freundinnen habe ich ehrlich gesagt nur drei oder vier. Auf die kann ich mich immer verlassen, sie kommen auch oft hierher. Dass sie hier übernachten, war auch einfacher, als umgekehrt.“

Interviewerin: „Kannst du bei Freundinnen übernachten?“

Susanne: „Ja, sie ist unsere Nachbarin. Sie ist aber in einer anderen Klasse als ich.“

Interviewerin: „Darfst du immer zu ihr gehen, wenn du möchtest?“

Susanne: „Ja, aber ich muss einen Betreuer fragen. Aber es soll spätestens um 4 oder halb 5 sein.“

4.6.7 Partnerschaften

Vor allem die älteren InterviewpartnerInnen berichten darüber, ob bzw. wie es in einer Einrichtung möglich ist, Partnerschaften zu leben. Dafür gelten im Allgemeinen strenge Regeln, z.B. was das Übernachten bei PartnerInnen bzw. das Übernachten von PartnerInnen in einer Wohneinrichtung betrifft. Manchmal ist den PartnerInnen überhaupt der Besuch am Zimmer verboten. Oft dürfen PartnerInnen nicht in der Wohneinrichtung übernachten, umgekehrt ist den BewohnerInnen das Übernachten beim Freund bzw. der Freundin nur am Wochenende erlaubt. Meistens wollen die BetreuerInnen den Freund bzw. die Freundin näher kennenlernen, bevor sie Übernachtungen erlauben. Teilweise gibt es Partnerschaften zwischen den BewohnerInnen einer Einrichtung, was in manchen Einrichtungen verboten ist. Manchmal werden Partnerschaften gegenüber der Wohngemeinschaft verheimlicht. Aufklärung und Informationen über Verhütung werden von den BetreuerInnen angeboten.

Maria: „Du musstest 16 oder 17 sein, dann hast du einmal am Wochenende bei ihm schlafen dürfen.“ (...) „In die Wohngruppen durfte mein Freund auch kommen, aber halt nicht direkt aufs Zimmer.“

Interviewerin: „Wenn du da wohnst, kann man da einen Freund oder eine Freundin haben?“

Brigitte: „Drinne ist es schon möglich.“

Interviewerin: „Das heißt innerhalb der Bewohner?“

Brigitte: „Ja, das hat es auch schon gegeben. Nur in ein Mädelszimmer dürfen keine Jungs, usw. Aber wir haben es trotzdem gemacht.“

Interviewerin: „Ist es möglich, bei einem Freund oder Freundin zu übernachten?“

Charlotte: „Bei einer Freundin ja, bei meinem Freund noch nicht. Die Betreuer müssen dann mit den Eltern telefonieren, ob das wirklich passt, und davon hängt es ab.“

Interviewerin: „Könnte eine Freundin von dir auch hier übernachten?“

Elias: „Nein.“

Helena: „Zusammensein darf man da nicht.“

Interviewerin: „Was heißt zusammensein?“

Helena: „Ja, miteinander gehen.“

Interviewerin: „Also, einen Freund oder eine Freundin haben. Hast du einen Freund?“

Helena (nickt)

Interviewerin: „Aha. Und das sollst du aber nicht, oder?“

Helena: „Nein.“

Interviewerin: „Warum nicht?“

Helena: „Ja, weil sie meinen, dass wir da drinnen Brüder und Schwestern sind.“

Interviewerin: „War es möglich, eine Freundin zu haben?“

Jakob: „Ja, das war kein Problem.“

Interviewerin: „Und dass sie hier übernachtet hätte?“

Jakob: „Da hättest du hier anfragen müssen. Vielleicht wäre es schon gegangen, da hätte nichts dagegen gesprochen.“

Interviewerin: „Wären irgendwelche Bedingungen daran geknüpft gewesen, dass du sie zum Beispiel dem Betreuer vorstellst?“

Jakob: „Ich denke schon, dass das nötig wäre.“

Interviewerin: „War das bei dir der Fall?“

Jakob: „Nein. Was keiner weiß, macht keinen heiß.“ (Lachen)

Interviewerin: Und wie hast du das dann gesagt, dass du weggehst?

Jakob: „Ich habe gesagt, dass ich zu einer Kollegin gehe; sie haben nie gewusst, dass es meine Freundin war.“

Matthias: „Es gibt auch oft WG-Beziehungen, aber die sind nicht so... Gibt nur Probleme.“

Interviewerin: „War das ohne Bedenken, dass du einen Freund hattest?“

Simone: „Ja, war eigentlich kein Problem; allerdings durfte er am Wochenende nur bis 10 da bleiben, und unter der Woche so gut wie gar nie. Aber wir haben uns sonst immer gesehen, von daher war es nicht so problematisch; und in die Zimmer durften Buben sowieso nie.“

Stefan: „Sie wollten mal aufklären; ein Mitbewohner hatte damals eine Freundin und sie wollten ihn aufklären. Sie hatten es schon fix vor, aber er hat sich dann von ihr getrennt. Wenn ich eine Freundin habe, lasse ich es die WG erst gar nicht wissen; notwendig ist es nicht, ich sähe sie meistens eh nur am Wochenende.“

Anita: „Es hat anfangs immer eine Lizenz gebraucht, selbst fürs Ins-Zimmer-Gehen. Die Betreuer wollten auch immer recht genau wissen, wer er ist und wie er ist. Sie wollten auch,

dass die Beziehung etwas länger andauerte, bevor der Partner zum Übernachten herkommt. Besuche waren unter der Woche auch möglich, aber Übernachtungen nur am Wochenende.“

4.6.8 Beziehungsbrüche

Durch die Übersiedlung in eine Wohneinrichtung kommt es zwangsweise zu vielfältigen Beziehungsbrüchen für die betroffenen Kinder und Jugendlichen. In den meisten Fällen müssen diese ihren Heimatort verlassen, damit ist im Regelfall immer auch ein Schulwechsel verbunden. Bestehende soziale Kontakte und Netze werden abgebrochen, neue Kontakte müssen aufgebaut werden. Die Kinder und Jugendlichen müssen in die Entwicklung neuer Beziehungen investieren. Vor allem jene, die in mehreren Einrichtungen untergebracht waren, sind permanenten Brüchen von Beziehungen ausgesetzt. Ein Jugendlicher, der sehr häufig Einrichtungen gewechselt hat, berichtet z.B., dass er insgesamt drei verschiedene Volksschulen, zwei verschiedene Hauptschulen sowie zwei verschiedene polytechnische Schulen besucht hat. Auch innerhalb einer Wohneinrichtung gibt es kontinuierliche Veränderungen, sowohl BewohnerInnen als auch BetreuerInnen wechseln. Einige InterviewpartnerInnen bringen zum Ausdruck, dass diese Wechsel emotional belastend sein können bzw. dass es sehr bedauerlich ist, wenn BetreuerInnen oder MitbewohnerInnen, zu denen sie eine gute Beziehung haben, die WG verlassen und es keine Möglichkeit des Kontakts mehr gibt.

Luis: „Jetzt ist leider der Zimmerkollege nicht mehr da.“

Interviewerin: „Einer ist ausgezogen.“

Luis: „Der hat zu einer anderen WG gewechselt. In einen anderen Ort. Und, ja, jetzt bin ich halt mit dem anderen im Zimmer.“

Margot: „Anfangs war gar nicht der Wechsel das Schwierigste, sondern, dass ich mit meinen Bezugsbetreuern nicht so gut klar kam, weil sie mir nicht sympathisch waren oder ich mit ihnen nicht gern arbeiten wollte. Ich hab mich dann irgendwie mit ihr zusammengerauft, aber um den ersten Wechsel war ich eigentlich froh. Es war zwar etwas blöd, nochmal quasi von vorne anzufangen, aber ich habe die anderen Betreuer eh schon gekannt, und für mich war das eine große Verbesserung. Als meine nächste Bezugsbetreuerin ging, hat mir das sehr Leid getan, weil ich mit ihr gut klar kam; ich wollte nicht gern, dass sie geht. Aber ich habe es dann eingesehen. Mit meiner nächsten Bezugsbetreuerin habe ich es dann noch besser erwischt, es wurde über die Zeit weg immer besser. Die zweite Bezugsbetreuerin kann ich immer noch sehen. Und ich finde es gut, dass der Kontakt weiterhin besteht. Ich finde es schade, dass mit dem Auszug oder dem Weggang von einem Betreuer der Kontakt immer abreißen muss, dass man miteinander fast nichts mehr zu tun haben darf oder so.“

4.7 Gewalterfahrungen

Die InterviewpartnerInnen berichten von vielfältigen Gewalterfahrungen, die sie in ihrem bisherigen Leben gemacht haben: in der Herkunftsfamilien, in der Schule, in der Öffentlichkeit und Wohneinrichtungen. Teilweise waren bzw. sind sie selbst von Gewaltphänomenen betroffen, teilweise beziehen sich ihre Darstellungen auf beobachtete bzw. miterlebte Situationen.

4.7.1 Gewalterfahrungen in der Herkunftsfamilie

Eine weibliche und drei männliche InterviewpartnerInnen berichten im Zusammenhang mit dem Grund für ihre Unterbringung in einer Wohneinrichtung von körperlichen Gewalterfahrungen in der Herkunftsfamilie.

4.7.2 Eigene Gewalttätigkeit

Einige InterviewpartnerInnen berichten von Situationen, in denen sie selbst gegen MitbewohnerInnen oder gegen BetreuerInnen gewalttätig wurden.

Brigitte: „Zweimal war ich gewalttätig, ich habe zum Glück niemanden zusammengeschlagen, nur mit der Faust bedroht und gegen die Tür eingeschlagen. Das war um Mitternacht, meine Mitbewohnerin hat einen ziemlichen Lärm gemacht und mit den Betreuern gestritten, ich hab aber am nächsten Tag wieder um 6 Uhr in der Früh aufstehen müssen, ich hab dann mit ziemlichen Ärger zu ihr gesagt, sie soll doch bitte leise sein, wenn sie nicht leise sei, dann komm ich rein. Sie hat dann gemeint, das traust du dich eh nicht, daraufhin war ich schon drinnen im Zimmer.“

Elias: „Eine hat sich, als ich mit jemandem geredet habe, eingemischt, ich habe ihr gesagt, dass das nicht ihr Problem ist; sie hat angefangen, mich zu treten, ich habe ihr ein Glas nachgeschmissen.“

Luis: „Die gehen einem zum Beispiel an die Gurgel oder boxen einen so lange, dass er am Boden liegt. Und. Die möchten halt, so, so Herrscher sein. Na ja, bei mir schaffen sie's halt nicht. Da fangen sie auch weinen an und nicht ich. Weil ich bin nämlich einmal so einen Verteidigungssport gegangen. Und deswegen weiß ich gleich, wie ich mich wehren soll.“

4.7.3 Gewalt von BewohnerInnen gegen MitbewohnerInnen

Gewalt von BewohnerInnen gegenüber MitbewohnerInnen kann unterschiedliche Formen und unterschiedliches Ausmaß annehmen. Die InterviewpartnerInnen berichten diesbezüglich von vielen selbst erlebten oder beobachteten Situationen, dabei reicht die Bandbreite von mangelnder Distanz über Belästigungen bis zu Körperverletzungen, die ärztlich behandelt werden müssen.

Ein Jugendlicher erzählt vom jahrelangen massiven Mobbing und körperlicher Gewalt, die er von MitbewohnerInnen in einer früheren Einrichtung erlebt hat. Es sei auch zu sexuellem Missbrauch von ihm und drei anderen Jugendlichen gekommen. Die BetreuerInnen seien seinen gewalttätigen MitbewohnerInnen gegenüber hilflos gewesen und konnten ihm keinen Schutz bieten.

Brigitte: „Ich kann mich an eine oder zwei Situationen erinnern, bei denen ein Kolleg von mir sich aufgeregt hat. Wenn er sich richtig aufgeregt hat, hat er sein Gehirn ausgeschaltet, schreite herum und wurde gewalttätig; aber nicht zu den Bewohnern sondern zu den Betreuern hin.“ (...) „Einmal ist gegen mich mal Gewalt angewendet worden. Aber derjenige hat

nichts gegen mich gehabt, sondern ich war blöd im Weg. Ich wurde gegen die Heizung geschmissen.“

Charlotte: „Damals war einer in der WG, der jeden Tag gestritten hat. Ich hab wegen ihm schon einmal in die Klinik müssen. Er hat mich so mit einem Besen gehaut, sodass ich keine Luft mehr bekommen hab.“

(...)

„Es nervt z.B. wenn bis um drei Uhr in der Früh die Musik laut ist. Oder sie werfen die Bierflaschen am Wochenende umher. Ein anderer hat dann ein Loch im Kopf und die Rettung muss kommen.“

Jakob: „Es gab einen Mitbewohner, der schon etwas gewalttätig war, eher auf der kriminelleren Seite, Einbrüche, Diebstahl.“

Margot: „Es sind auch häufig Jugendliche da, die Probleme mit Aggressionen und Gewalt haben und schon dazu neigen, jemanden anzugehen oder so.“

Matthias: „Bei mir war es so, dass mir jemand eine Babyrakete ins Zimmer geworfen hat und dann haben wir zu schlägern angefangen... Erst kam ein Streit, dann die Schlägerei.“

Simone: „Es hat auch Schlägereien und tätliche Angriffe gegeben; es gab auch Situationen, in denen ich zu weit gegangen bin, oder mit dem Zirkel auf mich eingestochen wurde; aber da war ich ja selbst schuld daran.“

Stefan: „Wir hatten einen hier, der immer angefangen hat zu schlägern. Kam schon mit fünf Anzeigen wegen schwerer Körperverletzung hierher und innerhalb von zwei Monaten hat er sich nochmal drei eingehandelt.“

Susanne: „Der Mitbewohner schlägt schon oft zu.“

4.7.4 Gewalt von BewohnerInnen gegenüber BetreuerInnen

Die befragten Kinder und Jugendlichen berichten viele konkrete Situationen, in denen BewohnerInnen gegenüber BetreuerInnen körperlich gewalttätig waren.

Brigitte: „Wir haben nämlich mal eine gehabt, die fast eine Betreuerin zusammengeschlagen hat. Wir haben zusammen der Betreuerin geholfen, weil mit Gewalt geht es ja nicht. Sie kann nicht die Betreuerin zusammen schlagen.“

Charlotte: „Ich weiß nur, oben ist ein Bub, der schlägt gern Betreuer. Der haut sogar Tennisbälle auf Köpfe.“ (...) „Ein paar Leute haben hier einfach keinen Respekt. Die lassen sich von niemanden, nicht mal von den Betreuern etwas sagen. Mit Betreuern hat es nämlich auch schon Schlägereien gegeben, was ich weiß. Die sind dann einfach auf die Betreuer los.“

Margot: „Eine blöde Situation war mal, als wir kochten und die Küchenmesser rumlagen. Einer hat ein Messer genommen und damit herumgefuchelt.“

Interviewerin: „Hat er die Betreuerin bedroht?“

Margot: „Ja. Das war eine etwas blöde Situation.“

Interviewerin: „Ist irgendjemand verletzt worden?“

Margot: „Nein, aber für die Betreuerin war es sehr unangenehm, weil sie hinter der Person mit dem Messer gestanden ist. Sie ist ziemlich erschrocken und hatte Angst.“

Simone: „Bei einem Mädchen war es so, dass sie einer Praktikantin, die wir aber alle nicht mochten, einmal so fest in die Hand gebissen hat, dass dort eine offene Wunde war, die genäht werden musste.“

Anita: „Einmal gab es ein kleineres Kind, das öfter solche Aussetzer hatte, und auch die Betreuer geschlagen hat; manche hatten Kratz- und Bisswunden.“ (...) „Es war schon schockierend, eine Betreuerin mit einem blauen Auge zu sehen.“

Susanne: „Er ist einmal mit der Gabel auf eine Betreuerin losgegangen.“

Eine Interviewpartnerin beschreibt, wie belastend solche Situationen für BetreuerInnen sein können:

Interviewerin: „Ist es den Betreuern nie zu viel geworden?“

Anita: „Doch, manchmal schon. Es hat auch schon Tränen bei ihnen gegeben. Es hat nach dem Vorfall, bei denen er so auf die Betreuer losgegangen ist, ein großes Gespräch gegeben; und manche Betreuer waren dann echt vollkommen fertig, weil sie nicht wussten, was sie tun sollten.“

4.7.5 Gewalt von BetreuerInnen

Die meisten InterviewpartnerInnen betonen, dass sie noch nie Gewalt von BetreuerInnen erlebt haben. Einige berichten jedoch von Vorfällen, die sie in früheren Einrichtungen selbst erlebt haben bzw. von Vorfällen, die sie als selbst nicht Beteiligte beobachtet haben.

Brigitte: „Da hat mein Kolleg seinen typischen Wutanfall gehabt, und da hat ihn der Betreuer gepackt und gegen den Boden geschmissen und auf ihn drauf gesessen. Da hab ich schon ziemlich Angst gehabt vor dem Betreuer und auch vor meinem Kolleg, weil er nicht weiß, was er tut.“

Elias: „Es wurde mir etwas versprochen und nicht eingehalten. Ich wollte dann mitfahren, weil sie mit jemand anderem gefahren ist. Dann ist der Betreuer gekommen und hat mich dreimal zu Boden gestoßen. Dann ist er auf mich zugegangen, ich habe auf ihn eingetreten, damit er von mir wegbleibt. Sie haben dann die Polizei und die Rettung gerufen.“

(...)

„Er hat meinen Bruder mal auf den Boden geworfen, richtig versucht festzuhalten. Ich bin dann dazwischen gegangen und habe deswegen auch etwas abgekriegt. Geblutet habe ich auch, deswegen bin ich auch ins Krankenhaus gefahren, habe es mir anschauen lassen.“

Matthias: „Da haben dich die Betreuer als Dreck behandelt, die haben dich ins Zimmer eingesperrt, wenn du nicht ruhig gewesen bist.“ (...) „Du wurdest oft ins Zimmer eingesperrt und nicht mehr hinausgelassen.“

Susanne: „Wenn der Betreuer böse auf jemand ist, dann sagt er: ‚raus jetzt‘. Das find ich zack, weil er so eine raue Stimme hat.“

Interviewerin: Haben sie euch mal eingesperrt?

Susanne: „Einmal, aber da weiß ich nicht mehr warum.“

Interviewerin: „Da hat man zugesperrt hinter euch?“

Susanne: „Nicht zugesperrt, sondern zugehalten.“

4.7.6 Gewalterfahrungen außerhalb der Wohneinrichtung

Einige InterviewpartnerInnen berichten von eigenen und beobachteten Gewalterfahrungen in anderen Zusammenhängen als der Wohneinrichtung. Ein Mädchen schildert, dass sie und andere Pflegekinder mehrere Jahre lang in einer Pflegefamilie geschlagen worden seien. Sie habe damals gedacht, das sei normal, weil sie nichts anderes gekannt habe. Außerdem seien sie immer unter Aufsicht gewesen und hätten nie mit jemandem darüber sprechen können. Ein Jugendlicher berichtet von einem Lehrer, der die SchülerInnen bedroht und beschimpft. Ein anderer Jugendlicher berichtet von einer Messerstecherei, die er in einem öffentlichen Park beobachtet hat.

4.7.7 Geschlechtsspezifische Aspekte von Gewalt

Einzelne Schilderungen weisen auf deutlich geschlechtsspezifische Gewaltphänomene hin, z.B. das Ärgern von neuen Mitbewohnerinnen in der Anfangszeit; oder z.B. im Zimmer das Licht ausschalten und Mädchen erschrecken. Auf Basis der zur Verfügung stehenden Daten scheinen Buben bzw. Burschen eher zu direkter verbaler und körperlicher Gewalt zu neigen.

4.7.8 Erlebte Unterstützung bei Gewalterfahrungen

In den meisten Fällen intervenieren BetreuerInnen, wenn es zu gewalttätigen Situationen kommt. Sie trennen die StreitpartnerInnen und suchen im Anschluss daran das Gespräch mit ihnen, um Probleme auszudiskutieren. Das Reden mit BetreuerInnen wird als Hauptstrategie zur Bewältigung ebenso wie zur Prävention von Gewaltsituationen genannt. Manche Konflikte bekommen BetreuerInnen nicht mit. Es kann auch Sanktionen für TäterInnen geben, im schlimmsten Fall müssen sie die Einrichtung verlassen. Mehrfach wird berichtet, dass Polizei und/oder Rettung verständigt wurden. Für Nichtbeteiligte wird im Falle der Eskalation das eigene Zimmer häufig zum sicheren Fluchttort. In einem Fall wird berichtet, dass zur Sicherheit der anderen BewohnerInnen einmal die Zimmer abgesperrt wurden.

Maria: „Früher gab es zwar Zickenkriege, aber es ist immer gleich ein Betreuer gekommen, der uns auseinandergebracht hat.“

Interviewerin: „Was haben da die Betreuerinnen gemacht?“

Brigitte: „Entweder die Polizei oder die Rettung angerufen oder diejenige ins Zimmer hineingeschickt.“

Simone: „Damals, mit einer richtig guten Freundin, haben wir richtig angefangen zu streiten, wegen nichts. Dann hat eine begonnen, auf mich einzuschlagen, dann hab ich natürlich zurückgeschlagen. Das ist aber sicher schon eineinhalb Jahre her. Wir wurden dann einfach für eine Stunde ins Zimmer geschickt, dann haben wir uns gemeinsam ins Wohnzimmer gesetzt und darüber geredet; zuerst konnte jeder seine Version erzählen. Dann mussten wir sagen, was sich ändern müsste, damit so etwas nicht mehr passiert; dann war die Geschichte geklärt.“

Anita: „Oft haben sie auch Streitereien gar nicht mitbekommen. Wenn sie es mitbekommen haben, dann haben sie gefragt, um was es geht und nachgefragt und mit uns zusammengesetzt, wenn es notwendig war. Manchmal lösen sich ja Konflikte auch von allein. Wenn es heftig war, dann haben sie sich schon mit uns zusammengesetzt und unterhalten.“

Susanne: „Die Beteiligten werden aufs Zimmer geschickt und das war's. Meistens kriegt der Täter Fernsehverbot oder sowas.“

4.7.9 Mangelnde Unterstützung bei Gewalterfahrungen

Die InterviewpartnerInnen schildern auch Gewaltsituationen, in denen sie entweder keine Unterstützung erhalten haben oder in denen die Intervention wirkungslos blieb. Einige erzählen, dass sie oder andere sich manchmal nicht getraut haben, von Gewalterfahrungen zu berichten oder dass sich nichts geändert habe.

Charlotte: „Die lassen sich von niemanden, nicht mal von den Betreuern etwas sagen.“

Interviewerin: „Hattet ihr in solchen Situationen jemanden, in denen ihr euch an jemanden wenden konntet?“

Elias: „An die Betreuer nicht, die haben zusammengehalten. Ich hab es meistens mit meiner Mama besprochen.“ (...) „Eine Jugendliche wollte über einen Betreuer etwas bei einem anderen Betreuer sagen. Man hat ihr nicht geglaubt und es ignoriert.“

Interviewerin: „Unter den Teppich gekehrt...“

Elias: „Sie sagten, wir sollen aufhören.“

Matthias: „Wenn welche auf mir rumgehackt haben, sind die Betreuer meistens daneben gesessen und haben nichts gemacht, das fand ich nicht gut.“

4.8 Unterstützungformen in einer Wohneinrichtung

Mehrere Faktoren konstituieren das Unterstützungssystem in einer Wohneinrichtung. Neben bereits genannten Faktoren wie strukturierter Tagesablauf, Grundversorgung und positive Seiten des Lebens in einer Gruppe bzw. des Kontakt zu Peers, sind vor allem die praktischen und pädagogischen Hilfestellungen der BetreuerInnen zu nennen, die von den InterviewpartnerInnen als unterstützend und hilfreich erlebt werden. Neben der detaillierten Darstellung der als hilfreich erlebten Aspekte der BetreuerInnen, werden im Folgenden Abschnitt auch die als nicht-hilfreich genannten Aspekte sowie Rückmeldungen zum BezugsbetreuerInnensystem und Vorschläge der InterviewpartnerInnen, was sie von idealen BetreuerInnen erwarten, dargestellt.

4.8.1 Hilfreich erlebte Unterstützung

Die befragten Kinder und Jugendlichen erläutern mit vielen konkreten Beispielen, welche Formen der Unterstützung durch BetreuerInnen sie als hilfreich erleben bzw. erlebt haben:

Verfügbar sein

Die Tatsache, dass in den Wohneinrichtungen immer jemand da ist, an den sich die BewohnerInnen bei Bedarf wenden können, wird sehr hervorgehoben. Die Rund-um-die-Uhr-Verfügbarkeit von Personen, die sich einer Frage oder eines Problems annehmen, die für die Kinder und Jugendlichen für welches Anliegen auch immer als Ansprechperson da sind, wird außerordentlich positiv wahrgenommen und geschätzt.

Maria: „Egal, was du brauchst oder was du für Anliegen hast, sie sind immer für dich da.“

Jakob: „Ich konnte zu jedem gehen. Ich bin zu dem gegangen, der gerade da war.“

Johanna: „Wenn es mir nicht so gut geht. (...) Ich geh dann einfach zu den Betreuern und sag das ihnen.“

Margot: „Ich glaube, dass es mir geholfen hat, dass immer jemand da ist.“

Simone: „(...) weil ich immer wusste, dass, wenn ich nicht mehr weiter weiß, jemand da ist, der mich auffängt.“

Stefan: „Wenn man etwas hat, wo man jemand zum Reden braucht, dann kann man mit einem Betreuer reden. Das ist jederzeit möglich.“

Sich Zeit nehmen

Die InterviewpartnerInnen schätzen es, dass sich die BetreuerInnen für sie individuell Zeit nehmen. Dass sich jemand für sie Zeit nimmt, vor allem auch zum Reden, nehmen sie als wertvoll wahr.

Elias: „Wenn ich zuhause einen Streit hab, dass ich mit den Betreuern darüber reden kann. Sie unterstützen mich, es ist jemand da, mit dem ich reden kann.“

Matthias: „Wir sind um 9 am Abend ins Krankenhaus gefahren. (...) Wir mussten zwei Stunden warten, bis ich dran war.“

Anita: „Sie haben auch versucht, das Problem anzugehen, haben sich für jeden Zeit genommen, so gut es ging.“

Auf die Person zugehen

Für einige InterviewpartnerInnen ist es wichtig, dass BetreuerInnen aktiv auf sie zugehen.

Margot: „(...) dass man Bezugsbetreuer hat, die auf einen zugehen und sagen `wir reden jetzt´.“

Anita: „Und der Betreuer ist auf mich zugegangen und hat erst mal gefragt, wie es mir geht, und da habe ich einfach mit ihm geredet, habe ihm viel erzählt.“

Interesse an der einzelnen Person haben

Die InterviewpartnerInnen empfinden es als positiv, wenn BetreuerInnen Interesse an ihnen als individuelle Person haben bzw. zeigen.

Maria: „Meistens kennen sie dich so gut, dass sie merken, dass es dir nicht gut geht; dann fragen sie nach, was los ist, du redest darüber.“

Margot: „(...) dass man von anderen Betreuern Rückmeldung bekommt.“

Anita: „Dass man auch, wenn man heimkommt, über seinen Tag geredet hat, das fand ich schon wichtig.“

Sorge um die einzelne Person haben

Einige InterviewpartnerInnen empfinden die Sorge der BetreuerInnen um ihr Wohlergehen und ihre Zukunft als hilfreich.

Maria: „Sie schauen einfach auf dich und auch darauf, dass du nicht in falsche Hände gerätst.“

Brigitte: „Meine BezugsbetreuerInnen waren für mich wie Eltern, da sie geschaut haben, wie ich mit dem Geld umgehen kann und wie sie mich erziehen können.“

Charlotte: „Sie kommen jeden Tag zu mir und fragen, wie mein Tag war und wie es mir geht. Das passt gut.“

Anita: „Wenn sie sagen, sie wecken uns nicht mehr jeden Tag, dass wir schon alt genug seien, grad mit 16, 17 da hast du dein Handy und du könntest dir 10 Wecker kaufen, aber sie wecken dich dann trotzdem, da sie nicht möchten, dass wir zu spät in die Arbeit kommen.“

Konkret und praktisch unterstützen

Die InterviewpartnerInnen berichten von vielfältigen Situationen, in denen ihnen von BetreuerInnen sehr konkret und sehr praktisch geholfen wurde, z.B. in der Schule oder beim Finden einer Lehrstelle, bei Konflikten mit dem Lehrherren, bei Amtswegen, aber auch bei verschiedenen alltagspraktischen Dingen wie dem Umgang mit Geld oder Kochen.

Maria: „Ich hätte mir nie gedacht, dass ich eine Lehrstelle finde; die Betreuerin hat mich da sehr gut unterstützt, hat immer gesucht.“ (...) „Die Betreuer helfen dir beim Lehrstellensuchen und beim Bewerbungen schreiben. Meistens korrigieren sie schon geschriebene Bewerbungen.“

Brigitte: „(...) da mich die Lehrer nicht in die Hauptschule schicken wollten. Die Betreuer und ich haben dann Druck gemacht.“

Interviewerin: „Kannst du da alleine fahren, oder begleitet dich da jemand?“

Helena: „Nein, mit der Betreuerin.“

Jakob: „Sie haben mit mir geredet, wie ich etwas machen muss, dann sind sie mit mir dorthin gefahren und haben es mit mir gemacht.“

Matthias: „Naja, die Betreuer sind zum AMS mitgegangen oder bei Informationsgesprächen von Unternehmen dabeigesessen und haben mir gesagt, was ich sagen soll und so.“

Stefan: „Ich wurde aus der Poly negativ ausgeschult, in der 8. Stufe hatte ich aber ein relativ gutes Zeugnis. Dann ist die Betreuerin mit mir ins Realgymnasium gegangen, hat mit dem Direktor geredet und deswegen bin ich jetzt auf dem Gymnasium.“

Susanne: „Als ich mit Reiten anfangen wollte, haben sie für mich eine Reitlehrerin gesucht. Die Betreuerin hat das dann für uns organisiert.“

Konsequenzen setzen

Einige InterviewpartnerInnen betonen – vor allem rückblickend – dass es in manchen Situationen für sie hilfreich war, wenn BetreuerInnen Konsequenzen gesetzt haben.

Maria: „Wenn ich einmal zurückgemault hab, dann haben sie auch Strenge gezeigt und mir gezeigt, wo es lang geht.“

Interviewerin: „Hast du das hilfreich gefunden?“

Margot: „Nicht immer, manchmal aber schon, vor allem, wenn es hart auf hart kommt und die Betreuer anfangen, ein Ultimatum zu stellen.“

Stefan: „Ich glaub, wenn ich zuhause wohnen würde, würde ich wieder tun und machen, was ich wollte. Mich würd nichts mehr halten. So tut mir die WG schon gut.“

Interviewerin: „Was ist es, was dir gut tut?“

Stefan: „Die Struktur, die Betreuer, dass ich weiß, es gibt Regeln, an die ich mich halten muss, sonst werde ich rausgeschmissen. Es gibt einen Rahmen.“

Motivieren

Einige InterviewpartnerInnen beschreiben Situationen, in denen es für sie wichtig war, dass sie von den BetreuerInnen motiviert wurden.

Brigitte: „Die Betreuer haben mir aber gut zugeredet und haben gesagt: 'nein mach es fertig, es ist ja nur ein dreiviertel Jahr oder ein halbes Jahr'.“

Charlotte: „Ich wär auch schon mal fast abgerutscht, das gebe ich zu. Aber ich hab einfach die Betreuer gehabt, die mir geholfen haben. Sie waren immer hinter mir und haben stets gesagt, 'du packst das' und 'du schaffst das' Sie haben an mich geglaubt.“

Stefan: „Die Betreuer treiben mich manchmal an; ab und an streite ich mit ihnen, aber meistens komme ich dem nach, was sie sagen.“

4.8.2 Nicht hilfreich erlebte Unterstützung

In mehreren Äußerungen der InterviewpartnerInnen wird Kritik am Verhalten von Betreuungspersonen deutlich:

- etwas wird versprochen, dann aber nicht eingehalten
- jemand wird nicht ernst genommen
- für individuelle BewohnerInnen steht nicht genügend Zeit zur Verfügung
- Interventionen von BetreuerInnen sind ergebnislos
- BetreuerInnen werden als ungerecht erlebt
- BewohnerInnen erhalten keine Unterstützung in schwierigen Situationen
- Eltern der BewohnerInnen werden nicht wertgeschätzt
- Kindern haben den Eindruck, dass ihnen nicht die Wahrheit gesagt wird
- BewohnerInnen fühlen sich nicht ausreichend verstanden

Elias: „Es wurde mir etwas versprochen und nicht eingehalten.“

Interviewerin: „Wenn du was brauchst oder so, dann ist immer jemand da, der dir zuhört?“

Helena: „Nicht immer, wegen acht Kinder, man kann sich ja nicht aufteilen.“

Johanna: „Sie geht dann auch zu Mädchen hin und redet mit ihnen, wenn ihnen unrecht getan worden ist.“

Interviewerin: „Wird es dann besser?“

Johanna: „Manchmal schon, aber manchmal hilft es auch gar nicht.“

Luis: „Weißt eh, die helfen immer den Kleinen.“

Stefan: „Was auch blöd ist, ist, dass sich die Betreuer manchmal nicht an Abmachungen halten. Wenn etwas für den folgenden Tag vereinbart ist, wissen sie darauf nichts mehr davon, weil sie sich bei der Übergabe nicht wirklich absprechen.“

Susanne: „Ich bin mal von einem Buben, der eh so ein Schlägertyp ist, geschlagen worden, und sie haben nichts unternommen.“

(...)

Susanne: „Zuerst haben sie gesagt, ich kann nicht zu meiner Mama, weil sie so viel, viel arbeiten muss, so hab ich es halt in Erinnerung.“

Interviewerin: „Und was denkst du dir dazu?“

Susanne: „Dass man gleich die Wahrheit sagen soll. Dass man gleich sagen soll, dass sie kein Geld und keine Zeit hat und nicht, dass sie so viel arbeiten hat müssen. Das stimmt nicht.“

Ein Jugendlicher, der mit seiner Mutter und seinen Geschwister vor dem gewalttätigen Vater flüchten musste, berichtet, dass das Jugendamt die neue Wohnadresse der Familie dem Vater weitergegeben habe, woraufhin sie wieder vor ihm flüchten und neuerlich eine Wohnung suchen mussten. Eine Jugendliche erzählt, dass ihr die LehrerInnen nicht zugetraut hätten, dass sie den Hauptschulab-

schluss schaffen würden, sich aber die BetreuerInnen der Wohneinrichtung so lange dafür eingesetzt hätten, bis sie den entsprechenden Lehrgang besuchen und auch fertig absolvieren konnte.

4.9 BezugsbetreuerInnen

In vier der fünf an der Studie teilnehmenden Einrichtungen gibt es BezugsbetreuerInnen. Die InterviewpartnerInnen erklärten, wie das BezugsbetreuerInnensystem im Alltag funktioniert und welche Erfahrungen sie damit gemacht haben. Die befragten Kinder und Jugendlichen haben durchgehend positive Erfahrungen mit BezugsbetreuerInnen gemacht.

- BezugsbetreuerInnen fungieren als konkrete Ansprechperson, die sich speziell um ein oder zwei BewohnerInnen kümmern
- BezugsbetreuerInnen kennen die ihnen zugeteilten BewohnerInnen sehr gut
- BezugsbetreuerInnen organisieren in manchen Fällen den Kontakt zu Eltern bzw. Elterngespräche
- Sie organisieren z.B. Termine bei Ämtern oder stellen Anträge
- BezugsbetreuerInnen verwalten das Geld der BewohnerInnen, für die sie zuständig sind; in manchen Fällen gehen sie mit den Kindern Kleidung einkaufen
- In manchen Einrichtungen führen BezugsbetreuerInnen Gespräche darüber, wie die Entwicklung bisher verlaufen ist und welche Ziele es für die Zukunft gibt

Maria: „Schon gut; du hast schon eine Person, die sich nur für dich interessiert und so.“

Helena: „Die Frau, die heut da ist, ist meine Bezugsbetreuerin, und zu der muss ich hingehn, wenn ich Gewand brauch, wenn ich Schuhe brauch, oder wenn ich irgendetwas für die Schule brauch. Dann muss ich ansuchen, dann gehen wir mit dem Bezugsbetreuer oder der Bezugsbetreuerin einkaufen.“ (...)

Johanna: „Die sind für einen am meisten zuständig und es gibt meist Bezugsbetreuergespräche. Da redet man z.B., wie es in der Woche gelaufen ist. Oder wenn etwas ist, dann kann ich zur Bezugsbetreuerin hin gehen und zu ihr sagen 'Ich möchte gerne mit dir reden'. Dann gehen wir ins Betreuerzimmer und reden.“

Margot: „Er übernimmt dann die ganzen Sachen, um die ich mich nicht selbst kümmern kann.“

Stefan: „So eine Besprechung ist alle 3, 4 Wochen einmal. Da geht man z.B. essen.“

Interviewerin: „Wie oft hattest du so eine Besprechung schon?“

Stefan: „Drei-, viermal.“

Interviewerin: „Wie war der letzte Termin für dich?“

Stefan: „Wir haben viel über die Schule geredet. Es kam heraus, dass er mich überzeugt hat, dass ich die Schule nicht so locker nehmen soll.“

Anita: „Für mich war sie quasi wie meine zweite Mama. Es gab wöchentlich eine Stunde, bei der du mit ihr ein, zwei Stunden reden konntest oder auch Sachen unternehmen konntest wie einkaufen.“

4.10 Ideale BetreuerInnen

Auf die Frage, wie sie sich die ideale Betreuerin bzw. den idealen Betreuer vorstellen, nennen die InterviewpartnerInnen über weite Strecken jene Aspekte, die sie bereits als hilfreiche Unterstützung identifiziert haben. Manchen sind explizit Frauen bzw. Männer lieber, andere legen sich bezüglich des Geschlechts nicht fest und betonen, dass andere Kriterien für gute BetreuerInnen wichtiger sind. Eine freundliche und wohlwollende, ruhige, sichere und großzügige Haltung den BewohnerInnen gegenüber wird hervorgehoben. Auch Verlässlichkeit und Fairness sind wichtig. Manchmal wäre es auch ideal, einen Betreuer oder eine Betreuerin nur für sich zu haben. Für manche gibt es keine idealen BetreuerInnen, weil alle Menschen seien und in ihrer Vielfalt gemeinsam wirken würden.

Maria: „Jetzt ist es mir egal, aber früher waren mir Frauen lieber.“

Brigitte: „Frauen find ich sympathischer als Männer.“

Elias: „Verständnisvoll, man sollte mit ihm gut reden können, er soll gut zuhören können, er soll Wünsche respektieren, auch Lösungen suchen und auch schauen, dass die Wünsche in Erfüllung gehen. Bei den Wünschen kommt es aber immer drauf an, ob sie realistisch sind.“

Helena: „Dass sie nett sind, manchmal. Dass wir zum Beispiel länger aufbleiben dürfen, am Wochenende, oder auch manchmal unter der Woche.“

(...)

Helena: „Einen Betreuer immer da.“

Interviewerin: „Schon? Einen oder eine für dich.“

Helena: „Vor allem bei der Hausübung. Immer im Zimmer bleiben und dann einfach sagen: Hey, ich brauch Hilfe!“

Jakob: „Es soll keinen Stress geben, alles in Ruhe vor sich gehen. Fehler, die im Stress gemacht werden, sind einfach unnötig. Ein bisschen eine Strenge gehört dazu und soll auch sein, aber sonst soll alles in Ruhe vor sich gehen.“

(...)

„Frauen können auch bissiger sein als Betreuerinnen, da solltest du auch ein bisschen vorsichtig sein. Wenn so eine Mischung zwischen Betreuern und Betreuerinnen da sind, ist es besser, als wenn nur z.B. Betreuerinnen da sind; ist besser fürs Klima.“

Luis: „Nett und hilfsbereit.“

Matthias: „Eigentlich sind mir Männer lieber. Die sind öfter besser drauf, mit ihnen kann man auch richtig reden.“

Interviewerin: „Was müsste die ideale Betreuerperson für Eigenschaften haben?“

Margot: „Sie müsste sehr sicher sein in dem, was sie tut, um der eigenen Unsicherheit etwas entgegenzuhalten, eine eigene Meinung haben, um sie mir entgegenhalten zu können. Ich mag es auch, wenn jemand auf mich zugeht.“

Matthias: „Er muss Zeit für dich haben, dich unterstützen, wo es geht. Und er soll nett sein und nicht immer gleich schimpfen.“

Simone: „Für mich gibt es keinen idealen Betreuer; weil jeder etwas hatte, das der andere nicht hatte; sie haben sich gegenseitig ergänzt.“

Stefan: „Nett soll er sein, er soll sich an Sachen halten, auch etwas erlauben, wie z.B. Freigang nach dem Abendessen bis so um halb 10. Nicht gleich einen Aufstand machen. Er soll einfach nett sein.“ (...) „Dass er fair ist, bei einem Konflikt z.B. Es ist wichtig, dass der Betreuer unparteiisch ist bei Konflikten.“

Susanne: „Dass sie nett, hilfsbereit, großzügig sind.“

5. Diskussion der Ergebnisse

Die differenzierten Ergebnisse aus den vierzehn Interviews erlauben einen tiefen Einblick in die Lebensrealität von Kindern und Jugendlichen in den fünf untersuchten sozialen Einrichtungen. Die Vielschichtigkeit der Ergebnisse soll nun zusammengefasst und diskutiert werden.

Der Aufbau dieses Kapitels folgt der Struktur:

- Der Weg in eine Einrichtung
- Tagesstruktur
- Leben in der Gruppe
- Privatsphäre
- Soziale Beziehungen
- Gewalterfahrungen
- Unterstützung in einer Wohneinrichtung

Allgemein gilt dabei, dass sozialpädagogische Wohngruppen und Einrichtungen folgende Funktionen erfüllen sollten:

- längerfristige Lebensform bzw. Beheimatung
- intensive therapeutische/heilpädagogische Betreuung
- Versorgung und Bereitstellung stabiler Strukturen
- Krisenintervention/ Situationsklärung
- Vorbereitung auf ein selbständiges Leben

(vgl. Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend 1998, S. „XXX“)

5.1 Der Weg in eine Einrichtung

Wie sich in der Untersuchung gezeigt hat, sind die Gründe, warum ein Kind bzw. ein/e Jugendliche/r in eine Einrichtung kommen kann, sehr unterschiedlich. Es hat sich durch die Untersuchung der fünf Einrichtungen ergeben, dass Kinder und Jugendliche größten Teils nicht in die Entscheidung, in welche Einrichtung sie später kommen werden, einbezogen werden. Einige wurden somit vor vollendete Tatsachen gestellt.

Diese Vorgehensweise ist sehr belastend für Kinder und kann Ambivalenzen, Schuldgefühle und Fantasien über ihr Verhalten als Ursache auslösen. Intrafamiliär kann diese mangelnde Partizipation zum Aufbau eines massiven Gewaltpotentials führen (Fibi, Mühl, Winge o.J. & Wolf 1999). Finkel ergänzt, dass „die Unterbringung außerhalb der Familie [...] für die jungen Menschen und ihre Eltern einen massiven Bruch im lebensgeschichtlichen Verlauf dar[stellt], der von allen Beteiligten erst einmal ‚gewagt‘ und im weiteren Verlauf biographisch verarbeitet werden muss“, (Finkel 2007, 39).

Notwendig sind daher transparente und nachvollziehbare Entscheidungen „da dies die Akzeptanz der Unterbringung – bei allen Beteiligten – erhöht“, (Fibi, Mühl, Winge o.J., 28) und zusätzliche Belastungen bei Kindern und Jugendlichen reduzieren kann (Wolf, 1999). Dies impliziert, dass Kinder und Jugendliche beim Entscheidungsprozess angehört und ihre Wünsche und Befürchtungen berücksichtigt werden sollten. „Solche Belastungen nicht zu tabuisieren und ihre Bearbeitung auch nicht einfach an andere – etwa therapeutische Spezialisten – zu delegieren, sondern auch die im alltäglichen Zusammenleben arrangierbaren Chancen für Gespräche zur Versöhnung mit solch schwierigen Lebenserfahrungen zu nutzen, machen einen sozialpädagogisch legitimierten Umgang aus“, (Wolf 1999, 371).

Der Gesamteindruck zum Prozess des Übergangs in eine Wohneinrichtung wurde als holprig und von sozialen Kontaktabbrüchen gekennzeichnet beschrieben. Die Kinder und Jugendlichen erzählten, dass die erste Zeit in der Einrichtung für sie sehr emotional belastend war. Auf die Frage, was ihnen die Eingewöhnung erleichtert hat, wurden einerseits die intensive Zuneigung der BetreuerInnen und andererseits die positiven Erfahrungen im Umgang mit anderen BewohnerInnen beschrieben.

Um solche starke Belastungsreaktionen bei Kindern und Jugendlichen jedoch frühzeitig abzufangen, bedarf es einer umfassenden, sorgfältigen Begleitung, die **nicht** erst nach dem Eintritt in die Einrichtung erfolgen sollte:

„In der Phase der Vorbereitung der Fremdunterbringung, ihrer Durchführung und während der ersten Zeit in der Einrichtung sollten die Kinder/Jugendlichen daher sorgfältig begleitet werden, ihnen wiederholt erklärt werden, was nun zu welchem Zweck geschieht, und sie sollten ausführliche Gelegenheit haben, dazu Stellung zu nehmen, ihre Ängste und Hoffnungen zu äußern“, (Pantucek 2007, 336).

Zusätzlich zu diesem vorbereiteten Migrationsprozess ist es wichtig, dass BetreuerInnen direkt das Gespräch mit Neuankömmlingen suchen und darauf achten, dass der Kontakt zu Gleichaltrigen fortan bestehen bleibt. (Fibi, Mühl & Winge, o. J.).

Das wichtigste Ziel sollte für alle am Weg in die Einrichtung beteiligten Personen ein transparenter, von Mitbestimmung und Begleitung geprägter Migrationsprozess sein. Durch gründliche, bereits im Vorfeld gestartete Aufklärungsarbeit werden die Kinder und Jugendlichen auf den Übergang vorbereitet und dadurch Unsicherheiten, Schuldgefühle und Aggressionen reduziert.

5.2 Tagesstruktur

Von allen vierzehn InterviewpartnerInnen wurden klare, durchstrukturierte Tagesabläufe berichtet, die morgens und mittags interindividuell (aufgrund von unterschiedlicher Schulklasse, bzw. Ausbildungssituation) variieren. Mitbestimmung ist in der Freizeit und an Wochenenden möglich. Da die befragten Kinder und Jugendlichen durchwegs positiv über Aktivitäten in der Gruppe berichteten, sollten diese weiterhin gefördert und ausgebaut werden.

Die freiwillige Teilnahme an Gruppenaktivitäten verstärkt das Gemeinschaftsgefühl, induziert positive Emotionen und kann soziale Kompetenzen ausbauen:

„Neues wird über Lernen am Beispiel, Diskussionen in der Gruppe, eigenem Üben und Mitmachen bei Gruppenaktivitäten, aber auch durch Input von LeiterInnen oder explizite Weiterbildungsveranstaltungen erworben“, (Rohlf, Harring, Palentien, 2008, S. 81).

Grundlegende Voraussetzung dafür ist es, Gruppenaktivitäten überhaupt einen Raum zu geben und diese „mit ihren Möglichkeiten und Kompetenzen bewusst einzurichten, zu gestalten und zu fördern“, (Sander, 2008, S. 12).

In regelmäßigen, gemeinsam entschiedenen und durchgeführten Aktivitäten liegt somit die Chance, den Aufenthalt in Einrichtungen für Kinder und Jugendliche positiv zu besetzen und das Commitment der Kinder und Jugendlichen für die Einrichtung zu erhöhen.

5.3 Leben in der Gruppe

Das Leben in der Gruppe wurde von den befragten Kinder und Jugendlichen sowohl als bereichernd als auch belastend beschrieben. Auch der Arbeitskreis der Therapeutischen Jugendwohngruppen beschreibt die ambivalente Wirkung von Gruppen: „Innerhalb dieses entwicklungsfördernden Klimas kann dann auch die Gruppe insgesamt eine positive Nachsozialisationswirkung entfalten, auch wenn sie das Risiko der ‚Ansteckungsgefahr‘ beinhaltet“, (ATJB 2009, 27).

Durch das Leben in der Gruppe erlebten die befragten Kinder und Jugendlichen deutlich das Gefühl von Gemeinschaft, Zugehörigkeit, Spaß, Zusammenhalt und auch Unterstützung.

Kritisch wurde unter anderem die Gruppengröße erwähnt. Die Empfehlung einer Interviewpartnerin für die maximale Größe einer Wohngemeinschaft lautete fünf Personen pro Einheit. Es gibt keine klare Verordnung im Kinder und Jugendbereich, die eine genaue Wohngruppengröße nennt: Beispielsweise empfiehlt die Lebenshilfe zwischen 6-8 Personen pro Wohngruppe (Bundesvereinigung Lebenshilfe, 1995 zitiert von Bever, 2003). Das niedersächsische Arbeitskreisamt befürwortet zwischen 4 und 6 Personen (Kremer-Preiß & Stolarz, 2006).

Dennoch wird empfohlen, die Gruppengröße in den Wohngemeinschaften so gering zu halten, dass sowohl Sozialisationswirkungen als auch Rückzugsmöglichkeiten gegeben sein sollten. Und da die Betreuungsqualität von mehreren Faktoren, wie Betreuungsschlüssel, Rückzugsmöglichkeiten, Feinfühligkeit der BetreuerInnen, etc. und somit nicht nur von der Gruppengröße abhängt, sollte besonders darauf geachtet werden, dass die Gruppengröße bzw. der Betreuungsschlüssel keine negativen Auswirkungen auf die individuell wahrgenommene Privatsphäre und auf die Qualität der Gespräche mit den BetreuerInnen hat.

Zur genauen Abklärung wäre an dieser Stelle eine Folgestudie aufschlussreich, die die optimalen Gruppengrößen, eventuell in Bezug auf Altersgruppe und Umfeld, zu bestimmen versucht.

5.4 Privatsphäre

Die individuelle Privatsphäre wurde von allen vierzehn befragten Kindern und Jugendlichen als sehr bedeutsam bewertet. Als der wichtigste Rückzugsort wurde das eigene Zimmer genannt. Dieses Ergebnis ist kongruent zur einschlägigen Literatur: „Der Raum, in dem eine Selbstverwirklichung beginnen sollte und mit dem eine Identifikation wahrscheinlich am ehesten stattfinden kann, stellt das eigene Zimmer dar“ (Günder 2011, 307).

Ob Einzelzimmer oder Doppelzimmer präferiert wurden, hing mit dem individuellen Angstempfinden der befragten Person zusammen. So äußerte eine Interviewpartnerin im Zuge des Interviews, dass sie in der Nacht oft unter Ängsten leide. Allein die Anwesenheit von jemandem Zweiten würde sie sehr beruhigen, denn dann wäre jemand für sie da.

Nach Günder bevorzugten „Jugendliche [...] meist ein Zimmer für sich allein. Diesem Wunsch nach größerer Individualität und ungestörter Selbstentfaltung sollte die Institution auch entsprechen können, ohne hieraus jedoch einen Zwang für das Alleinwohnen von Jugendlichen abzuleiten“, (Günder 2011, 308).

Da unbefriedigende Wohnsituationen als sehr störend und belastend beschrieben wurden, sollte die Entscheidungsfindung, wie die endgültige Wohnsituation in der Einrichtung aussieht, ein behutsam durchgeführter, partizipativer Prozess sein, der bei Bedarf auch wiederholt werden kann.

Eine ähnliche Situation zeigt sich auch bei der Abspermmöglichkeit des eigenen Zimmers, denn die Bedeutung des Privat- und Individualbereichs ist sehr wichtig für die Selbstverwirklichung und Identitätsfindung (Günder 2011). Jedoch wird der Besitz des Schlüssels für das eigene Zimmer leider nicht gerne gewährt: „Ein sehr häufiges Argument gegen verschlossene Zimmertüren lautet, dass man im Notfall schnell zur Stelle sein müsse“, (Günder 2011, 309f). Jedoch ist es selbst in tatsächlichen Notsituationen möglich, mit einem Generalschlüssel Zimmer aufzusperren. „Wenn es jungen Menschen verboten ist, ihre Türe zu verschließen und dieses Verbot mit der Angst vor Fehlreaktionen und Kurzschlusshandlungen begründet wird, dann ist in dieser Begründung eine negative Erwartungshaltung zu erkennen, die sich den Jugendlichen vermittelt. (...) Demgegenüber wären positive Erwartungshaltungen in der Lage, positive Verhaltensweisen zuzulassen und sie zu fördern“, (Günder 2011, 309f).

Die befragten Kinder und Jugendlichen äußerten teilweise große Sorge um ihre Wertsachen. Diese Sorgen sollten ernst genommen werden: Es sollte die Möglichkeit bestehen, die Zimmer bei Bedarf bzw. bei Abwesenheit absperren zu können.

Auch das Anklopfen steht als Symbol des Respekts und der Wertschätzung gegenüber dem Individuum. Die befragten Kinder und Jugendlichen empfanden es als unangenehm und störend, wenn MitbewohnerInnen oder BetreuerInnen ohne anzuklopfen ein Zimmer betraten. Darauf sollte Rücksicht genommen werden. Auch sollte das Zimmer nicht während der Abwesenheit, ohne vorher gefragt zu haben, betreten werden: „Wenn Heimkinder ihr eigenes Zimmer als ihr individuelles Refugium verstehen, als den Ort, der ihnen räumliche Sicherheit und Geborgenheit vermitteln kann, dann ist dieser Privatbereich auch schützenswert“, (Günder 2011, 309).

Ebenso wurden die Badezimmer von den Kindern und Jugendlichen als privater Rückzugsort gesehen. Umso wichtiger ist es, klare Regeln für die Benützung zu formulieren und Raum für persönliche und individuelle Gestaltung zu schaffen.

5.5 Soziale Beziehungen

Kinder und Jugendliche berichteten von vielfältigen sozialen Beziehungen.

Besonders die Beziehungen zu MitbewohnerInnen wurden als ambivalent beschrieben. Zum einen erlebten die Kinder und Jugendlichen in Gemeinschaft mit den MitbewohnerInnen Spaß, Zugehörigkeit, unbeschwerte Zeiten, Zusammenhalt, Vertrauen, Hilfe und Unterstützung in Zeiten persönlicher Krisen.

Zum anderen wurden die MitbewohnerInnen öfters auch als belästigend, störend oder aggressiv erlebt.

Trotz der negativen Erfahrungen überwiegt die positive Wirkung von Gleichaltrigen. Dies beobachteten auch die Autoren Fibi, Mühl und Winge: „Für die Eingewöhnung in die Einrichtung wurden oftmals Gleichaltrige als erste Kontaktpersonen genannt, die dem Jugendlichen halfen, in der Gruppe Fuß zu fassen“, (Fibi, Mühl, Winge o.J., S. 28).

Auf die Beziehungen zu den MitbewohnerInnen sollte besonders geachtet werden. Wie oben bereits beschrieben, fördern Gruppenaktivitäten das Gemeinschaftsgefühl, die Zugehörigkeit zur Einrichtung, den Zusammenhalt und auch den Spaß miteinander.

Die Beziehung zu den BetreuerInnen wurde von den Kindern und Jugendlichen differenziert und vielfältig beschrieben.

Pflegerl (2007) beschreibt die Wichtigkeit von klaren und verstehbaren Strukturen innerhalb der Einrichtung, da diese wesentlich zum Aufbau stabiler und vertrauensvoller Beziehungen zwischen BetreuerInnen und den Kindern bzw. Jugendlichen beitragen können. Jedoch sollten Ergänzungen und Modifikationen bei Bedarf im Einzelfall möglich sein. (Pflegerl et al. 2007)

Der Arbeitskreis Therapeutischer Jugendwohngruppen weist auf einen Zusammenhang zwischen der Kooperation der Jugendlichen, der Qualität der Beziehung zum pädagogisch-therapeutischen Team und der bisherigen Hilfemaßnahmen und dem Erfolg zur Problembewältigung hin: „Jugendliche, die eine sehr gute Beziehung zum pädagogisch-therapeutischen Team aufbauen konnten, sind signifikant erfolgreicher als Jugendliche mit weniger guten Beziehungen zum Personal.“ (ATJB 2009, 21)

Die Beziehung zu den BetreuerInnen kann durch regelmäßige Aktivitäten und Gespräche gefördert werden.

Nach dem Aufenthalt wird empfohlen, den Kontakt zur Einrichtung und zu den BetreuerInnen nicht abrupt zu beenden. Besonders das Konzept der stufenweisen Ablösung wird hierzu empfohlen:

„Die Bedeutung, die für die Jugendlichen die innere Gewissheit hat, auch nach dem Aufenthalt in der Einrichtung Kontakt zu den Bezugspersonen aufnehmen zu können oder gar in einem Konzept stufenweiser Ablösung weiter betreut zu werden, stellt einen weiteren Indikator für diese These dar. Gelungene Beziehungen bieten so für nicht wenige der Jugendlichen auch nach dem TWG-Aufenthalt

– insbesondere in Krisenzeiten – erneut die Möglichkeit, als Anlaufstelle und Chance zur Vermittlung weiterer Hilfen zu dienen, da ‚Hilfe‘ an sich als etwas Positives erlebt wurde“, (ATJB 2009, 42).

In einem Teil der untersuchten Einrichtungen gab es auch die Möglichkeit, nach dem Auszug noch Kontakt mit BetreuerInnen und der Einrichtung selbst aufrecht zu erhalten. Diese Möglichkeit wird geschätzt und auch gerne in Anspruch genommen. Als Beispiel sei hier eine der untersuchten Wohngruppen genannt, deren ehemalige BewohnerInnen sich in einem Verein organisiert haben und über diesen Verein Kontakt zur Einrichtung halten und die Einrichtung auch fördern.

Die Beziehungen zur Herkunftsfamilie wurden unterschiedlich beschrieben. Wichtig erscheint es aufgrund der verschiedenen Wünsche und Bedürfnisse, den Kontakt zu den Eltern individuell gestalten zu können und notwendige soziale Abbrüche möglichst wenig abrupt zu arrangieren.

Das Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend schreibt zum Umgang mit sozialen Abbrüchen: „(...) daß zahlreiche Wechsel zwischen Hilfeformen und Verlegungen zwischen Jugendhilfeeinrichtungen zu schwierigen und riskanten Entwicklungen der jungen Menschen führen. Hier sind Überlegungen bezüglich alternativer Hilfeangebote dringend geboten. Gelungene Hilfeverläufe mit mehreren Wechseln finden nur dann statt, wenn die Hilfen sinnvoll aufeinander aufbauen und die Übergänge geplant und vorbereitet stattfinden“, (Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend 1998, XXXII).

Für Kinder und Jugendliche ist die Zeit des (Beziehungs-)Umbruchs sehr belastend. Stecklina und Stiehler fanden in ihrer Untersuchung heraus, dass „der Wert kontinuierlicher und dauerhafter Beziehungen über die gesamte Zeit der Inanspruchnahme der Hilfe zur Erziehung [...] von den Interviewten mehrheitlich unterstrichen [wurde]. Zentral war dabei auch die Information, dass sie sich gewünscht hätten, dass die Betreuung über den gesamten Zeitraum durch eine Person geleistet worden wäre (einen/eine AnsprechpartnerIn beim Jugendamt, ein/eine MitarbeiterIn in der Institution“, (Stecklina & Stiehler 2007, 101).

Besonders für Jugendliche in der Pubertät ist das Thema Partnerschaft und Sexualität eine zentrale Angelegenheit. Durch die Erzählungen der Jugendlichen wird der Eindruck erzeugt, dass die besuchten Einrichtungen nicht genau wissen, wie mit diesen Themen umgegangen werden soll. Hier scheint die Erarbeitung eines umfassenden Konzepts dringend notwendig zu sein.

5.6 Gewalterfahrungen

Die Kinder und Jugendlichen berichteten von unterschiedlichen Gewalterlebnissen, die sie aktiv ausübten und/oder passiv von der Herkunftsfamilie, von BewohnerInnen, von BetreuerInnen ertragen mussten.

Gewaltvermeidung sollte ein Hauptziel der Unterbringung sein. Da mehrfach von Übergriffen durch Familienmitglieder bei bereits untergebrachten Kindern berichtet worden ist, sollten die Prozesse und Verfahren zur sicheren Unterbringung der Kinder und Jugendlichen dahingehend überprüft werden (Stichwort Geheimhaltung, Datenschutz).

In Anbetracht der neueren Erkenntnisse im Bereich der Schmerzforschung sollten die pädagogischen Konzepte in den Einrichtungen dringend darauf überprüft werden, ob sie gruppenexkludierende Maßnahmen beinhalten. Denn, „die Schmerzzentren des Gehirns reagieren auch dann, wenn Menschen sozial ausgegrenzt oder gedemütigt werden. [...] Fehlende Zugehörigkeit zu einer Gruppe und Zurückweisung durch andere Menschen sind die stärksten und wichtigsten Aggressionsauslöser“, (Bauer 2011, 58f). Gerade unter Jugendlichen wird der Zugehörigkeit zu einer Gruppe ein großer Stellenwert beigemessen. Dies wurde auch von den befragten Jugendlichen bestätigt.

Sollten häufig gruppenexkludierende Phänomene zu beobachten sein, sollten diese nicht ignoriert, sondern durch nicht-entwicklungsschädigende Maßnahmen ersetzt werden. Dadurch könnten Aggressionen und Schmerzerfahrungen bereits im Vorfeld vermieden werden:

Denn, „Aggression signalisiert, dass ein von Schmerz oder Ausgrenzung betroffenes Individuum nicht bereit und nicht in der Lage ist, eine ihm zugefügte soziale Zurückweisung zu akzeptieren“ (Bauer 2011, 63) und „Hemmungen und andere Schwierigkeiten, legitime Aggression zu kommunizieren, entstehen vor allem dann, wenn in den Jahren der Kindheit keine sicheren Bindungen zu Bezugspersonen vorhanden waren oder wenn Gewalt erlebt wurde“, (Bauer 2011, 64).

Da die Kinder und Jugendlichen aber häufig bereits aus einer Ausgrenzungssituation kommen (siehe Abbruch der Beziehungen), muss im Besonderen auf die (Re-)Integration in eine Gemeinschaft beim Transfer Acht gegeben werden. Dazu Bauer: „Auch wer keine zwischenmenschlichen Bindungen hat oder ohne soziale Vernetzung lebt, befindet sich im Zustand der Ausgrenzung. Aggressives Verhalten ist bei Menschen, die wenig oder keine sozialen bzw. zwischenmenschlichen Bindungen haben, häufiger als bei anderen anzutreffen“, (Bauer 2011, 65). Und weiter: „Nicht ausgegrenzt zu sein, sondern befriedigende Beziehungen zu anderen zu pflegen, zählt zu den menschlichen Grundmotivationen. Wer Menschen von Beziehungen abschneidet, indem er sie ausgrenzt und demütigt, tangiert die physische und psychische Schmerzgrenze und wird Aggression ernten“, (Bauer 2011, 192).

Um sexueller Gewalt vorzubeugen bedarf es Organisationsentwicklungsprozessen, „die sexuelle Gewalt unwahrscheinlicher und Aufdeckungsprozesse wahrscheinlicher machen“, (DJI 2011, 169).

Die befragten Kinder und Jugendlichen erzählten auch von Gewalterfahrungen durch MitbewohnerInnen, die selbst die BetreuerInnen zum Teil in schwierige Situationen gebracht haben. Funk und Merda betonen hierbei: „Aufgabe der Betreuer ist es, insbesondere dafür Sorge zu tragen, dass kein betreuter Jugendlicher psychisch oder physisch zu Schaden kommt. Dies verlangt, gegen alle Verhaltensweisen einzuschreiten, die zu Schäden bei den Jugendlichen führen können“, (Funk / Merda 2008, 171).

An dieser Stelle erscheinen ein Deeskalationstraining für BetreuerInnen sowie ein klarer Regelkatalog in der Einrichtung als empfehlenswert.

Strukturelle Defizite verstärken Möglichkeiten der Entgleisung von Gruppen, z.B. führt eine starke Fluktuation von MitarbeiterInnen zu Frustration bei Jugendlichen und dem Gefühl, nicht ernstgenommen zu werden. Eine abseits gelegene Wohneinrichtung führt zum Gefühl des Ausgesondertseins und zu Aggression bei Jugendlichen (vgl. Schwabe 2010, 185ff).

Es wurden nicht nur Gewaltsituationen unter den Kindern und Jugendlichen selbst berichtet, sondern auch von Gewalt, die durch BetreuerInnen ausgeübt worden ist. Um diese Situationen rasch erkennen oder idealerweise im Vorfeld schon vermeiden zu können, werden folgende Maßnahmen empfohlen:

- De-eskalationsschulungen für BetreuerInnen mit regelmäßigen Supervisionen
- regelmäßige Kontrollbesuche durch geeignete Personen von außerhalb der Einrichtungen, die mit den Kindern über (erlebte) Gewalt im Unterbringungsumfeld sprechen und potentielle Gefahrenherde in einer Einrichtung erkennen sollen

5.7 Unterstützung in einer Wohneinrichtung

Die vierzehn befragten Kinder und Jugendlichen erwähnten viele unterschiedliche Formen der hilfreichen Unterstützung durch die BetreuerInnen, wie beispielsweise ‚verfügbar sein‘ oder ‚sich Zeit nehmen‘. Jedoch äußerten einige Kinder und Jugendliche auch Kritik am Verhalten der BetreuerInnen. Versprechen wurden teilweise nicht eingehalten, die BewohnerInnen wurden in schwierigen Situationen nicht oder nicht ausreichend unterstützt und fühlten sich nicht ernst genommen und im Stich gelassen.

Die Aussagen der Jugendlichen zum Bereich ‚Unterstützung‘ müssen besonders analysiert werden, denn die benötigte und gewollte Unterstützung ist individuell unterschiedlich und stark biographisch geprägt.

Allgemein lassen sich zwei Unterstützungsbereiche unterscheiden. Die ‚typisch notwendige‘ und die ‚individuell notwendige‘ Unterstützung in einer bestimmten Einrichtung. Für die ‚typisch notwendige‘ Unterstützung lassen sich aus den bisherigen Erfahrungen mit Kindern und Jugendlichen in einer Einrichtung Handlungskataloge und Trainings für die BetreuerInnen erstellen, vor allem, wenn die Einrichtung auf bestimmte Problemlagen spezialisiert ist. Bei der individuellen Unterstützung hängt es hingegen vom Einzelfall ab, welche hier zielführend ist.

Für die oben geäußerten Kritikpunkte lassen sich folgende Gegenmaßnahmen identifizieren: Es wären Kommunikations- und Organisationstrainings für die BetreuerInnen zu schaffen, um ein koordiniertes Vorgehen zu gewährleisten und die Möglichkeit für die Kinder und Jugendlichen zu schaffen, um sich an eine/n andere/n, auch externe/n, unabhängige/n Betreuer/in (zweite Vertrauensperson) wenden zu können.

Fibi, Mühl und Winge betonen besonders die Kontinuität in der Betreuung und deren positive Auswirkung. „Stabile Beziehungen zu Personen in der Einrichtung schaffen Vertrauensverhältnisse und bieten einen Rückhalt, der auch in der Zeit nach der Unterbringung eine Ressource für die jungen

Erwachsenen darstellen kann“ (Fibi, Mühl, Winge o.J., 28). Dies inkludiert besonders auch das nicht-fallen-lassen bei Schwierigkeiten mit den Kindern und Jugendlichen.

Diesem Ansatz entspricht das BezugsbetreuerInnensystem. Auch von Seiten der befragten Kinder und Jugendlichen wurden gegenüber diesem System durchwegs positive Reaktionen geäußert. In den vier der fünf beteiligten Einrichtungen wird dieses System auch aktiv angewendet. Es baut besonders auf Kontinuität auf, denn „Kontinuität beim erzieherischen Personal ist ein bedeutender Indikator für die Qualität einer Einrichtung“, (Pantucek 2007, 336).

Die Unterstützung der Kinder und Jugendlichen sollte über die Zeit in der Wohneinrichtung hinaus, je nach Wunsch der betroffenen Personen, bestehen. „Beim Prozess der Verselbständigung wurde häufig betont, dass ein stufenweises Hinausbegleiten nötig ist, bzw. dass auch Rückschritte möglich sind. In einer etwa zwei Jahre dauernden Phase der Verselbständigung soll die Möglichkeit eines sicheren Ankers in der Einrichtung erhalten bleiben“, (Fibi, Mühl, Winge o.J., 29).

Abschließend sei noch folgende, eindruckliche Stelle in der Studie von Pfliegerl (2007) zitiert:

Es ist „für die Kinder und Jugendlichen von großer Bedeutung, während der gesamten Zeit der Fremdunterbringung ausreichend erklärte und möglichst gemeinsam festgelegte Regelungen vorzufinden und bei Nichteinhaltung mit Sanktionen konfrontiert zu werden, die klar kommuniziert werden. Wichtig dabei ist allerdings nicht eine rigide Abfolge von Regelverstoß und daraus abgeleiteter Sanktion, sondern vielmehr ein nachvollziehbarer und auch maßvoller Umgang damit. Für die Kinder und Jugendlichen ist es insgesamt wichtig, den Umgang mit diesen Regelungen zu erlernen und Konsequenzen abzuschätzen. Ein unverhältnismäßiger Einsatz von Sanktionen kann zu Verunsicherungen und Vertrauensverlust führen“, (Pfliegerl et al. 2007, 268).

6. Empfehlungen

Aufgrund der fundierten Informationen der vierzehn befragten Kinder und Jugendlichen in den fünf Einrichtungen lässt sich allgemein feststellen, dass alle befragten BewohnerInnen substantiell brauchbare Hilfestellungen erhalten und erfahren haben.

Dennoch wurden im Zuge der Untersuchung auch Unsicherheiten, unrunde Abläufe und punktuelle Schwierigkeiten entdeckt.

Aufgrund der Ergebnisse aus den Interviews halten wir folgende Punkte im Sinne von Verbesserungsvorschlägen und Qualitätsentwicklungen für wichtig:

6.1 Allgemeine Empfehlungen

- Auch BewohnerInnen in Einrichtungen untersuchen, die an dieser Studie nicht teilgenommen haben
- Auf eine sichere Lage und Umgebung der Wohneinrichtung achten
- Qualitätsstandards für stationäre Einrichtungen entwickeln
- Kommunikations- und Organisationstraining für BetreuerInnen
- Handlungskonzepte für Gewalt und Missbrauch in Einrichtungen (Maßnahmenplan entwickeln: „Was tun bei verschiedenen Formen von Gewalt? Umgang mit Übertretungen – Auswahl von Sanktionen“)
- Deeskalationsschulungen für BetreuerInnen mit regelmäßigen Supervisionen
- Handlungskataloge und Trainings für BetreuerInnen zum Thema ‚typische, notwendige und individuelle Unterstützung‘
- Erarbeitung eines Konzepts zum Thema ‚Umgang mit Partnerschaft und Sexualität in sozialen Einrichtungen‘
- Regelmäßiges Supervisionsangebot für BetreuerInnenteams
- Von Trägern unabhängige Ombudsperson für Kinder und Jugendliche in Einrichtungen der Jugendwohlfahrt und der Behindertenhilfe installieren; Angebot muss niederschwellig, aufsuchend und regelmäßig sein

6.2 Vor dem Einzug

Das wichtigste Ziel sollte für alle beteiligten Personen am Weg in eine Einrichtung ein transparenter, von Mitbestimmung und Begleitung geprägter Migrationsprozess sein. Durch gründliche, bereits im Vorfeld gestartete Aufklärungsarbeit werden die Kinder und Jugendlichen auf den Übergang vorbereitet und Unsicherheiten, Schuldgefühle und Aggressionen reduziert.

Dies impliziert:

- Nach Möglichkeit Mitsprache und grundlegende Informationen bei der Frage, ob eine Person in eine Einrichtung ziehen soll
- Sorgfältige Begleitung und Einbeziehungsmöglichkeiten während der gesamten Dauer des Migrationsprozesses durch geschultes, pädagogisches / psychologisches Personal
- Wünsche (z.B. Auswahlmöglichkeit der Einrichtung) und Befürchtungen der Kinder und Jugendlichen während des gesamten Migrationsprozesses ernst nehmen und einbeziehen
- Kinder / Jugendliche auf den Wohnwechsel vorbereiten durch transparente, nachvollziehbare Entscheidungen
- Vermeidung von abrupten Kontaktabbrüchen

6.3 Beim Einzug

- Umfassende Aufklärung der Kinder und Jugendlichen hinsichtlich ihrer Rechte und Pflichten (evtl. durch Ombudsperson)
- Eine persönliche Ansprechperson für Kinder / Jugendliche, die für die Dauer des Aufenthalts bestehen bleibt
- Kinder / Jugendliche in die konkrete Wohnentscheidung miteinbeziehen (Einzelzimmer / Doppelzimmer)
- Sorgfältige Begleitung und Unterstützung der Kinder in der ersten Zeit in der Einrichtung (evtl. durch Peers)
- Auf die erfolgreiche Integration des Kindes/Jugendlichen in die Gemeinschaft achten

6.4 In der Einrichtung

- Wohngruppengröße so wählen, dass sowohl der positive Sozialisierungseffekt als auch Rückzugsmöglichkeiten entstehen
- BetreuerInnen sollen das direkte Gespräch mit den Neuankömmlingen suchen
- Berücksichtigung und Verbesserung der Privatsphäre
 - Absperrbarkeit des Zimmers
 - Anklopfen beim Zimmerbetreten
 - Klare Regeln für die Benützung der Badezimmer
 - Gestaltungsmöglichkeiten des Badezimmers
 - Ernstnehmen bei Problemen bezüglich Privatsphäre
- Die Entscheidungsfindung, wie die endgültige Wohnsituation in der Einrichtung aussehen soll, soll ein behutsam durchgeführter, partizipativer Prozess sein, der bei Bedarf auch wiederholt werden kann
- Gestaltungsmöglichkeiten bei den Gemeinschaftsräumen
- Auf wenig BetreuerInnenwechsel achten - Kontinuität durch konstante Bezugsperson, das heißt, ein BezugsbetreuerInnensystem einführen
- Soziale Kontakte nach ‚außen‘ fördern
- Kontakte zu den Eltern nach den Wünschen der Kinder und Jugendlichen individuell gestalten
- Notwendige soziale Abbrüche möglichst wenig abrupt gestalten
- Regelmäßige Gruppenaktivitäten
- Kinder und Jugendliche in den Entscheidungsprozess, welche Gruppenaktivitäten durchgeführt werden, was gekocht werden soll, usw. aktiv miteinbeziehen
- Auf gruppenexkludierendes Verhalten achten
- Möglichkeit des offenen Gesprächs mit den BetreuerInnen anbieten
- Regelmäßiger ‚Runder Tisch‘
- Auf sicheren, stabilen Rahmen durch klare Regeln und verstehbare Abläufe achten
- Supervision der Kinder / Jugendlichen durch eine unabhängige Person in regelmäßigen Abständen

6.5 Beim Auszug

- Konzept stufenweiser Ablösung
- Kontakt aufrecht erhalten, wenn vom Kind / Jugendlichen erwünscht
- Kein abrupter Wechsel – Möglichkeit eines sicheren Ankers in der Einrichtung erhalten

7. Literaturverzeichnis

- Amt der Tiroler Landesregierung (2011). Sozial- und Jugendwohlfahrtsbericht 2009/10. Innsbruck: Amt der Tiroler Landesregierung.
- Arbeitskreis der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin (AK TWG) (Hg.) (2008). Das Therapeutische Milieu als Angebot der Jugendhilfe. Band 2: Beziehungsangebote – Diagnostik – Interventionen. Berlin: Verlag allgemeine Jugendberatung. Im Internet: http://www.therapeutische-jugendwohngruppen.de/publikationen/Tagungsreader_AK_TWG_2008.pdf
- Arbeitskreis der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin (AK TWG) (Hg.) (2009). Abschlussbericht der Katamnesestudie therapeutischer Wohngruppen in Berlin. KATA-TWG. Berlin: Verlag allgemeine Jugendberatung. Im Internet: http://www.therapeutische-jugendwohngruppen.de/publikationen/KATA_TWG_Bericht_2009.pdf
- Bauer, Joachim (2011). Schmerzgrenze. Vom Ursprung alltäglicher und globaler Gewalt. München: Blessing.
- Bever, Kathrin (2003). Sexualität und geistige Behinderung. Gesundheitswesen, 65, 43–48.
- Bieringer, Ingo (2011a). Konflikt, Eskalation, Gewalt. Debatten über „steigende Gewaltbereitschaft“ und einige Aspekte zu Jugendarbeit. In: BMFWJ: 6. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich, a.a.O., 339–352.
- Bieringer, Ingo (2011b). „Also haben wir die Macht übernommen.“ Eskalationen können Hinweise auf Organisationskonflikte sein. Und zu deren Lösung anregen. In: Zeitung der Plattform gegen die Gewalt in der Familie, 2/2011, 4-5.
- Bitzan, Maria; Bolay, Eberhard; Thiersch, Hans (Hrsg.) (2006). Die Stimme der Adressaten. Empirische Forschung über Erfahrungen von Mädchen und Jungen mit der Jugendhilfe. Weinheim und München: Juventa.
- Braun, Gisela (2006). Wohnen, arbeiten – und noch mehr. Lebensthemen junger Menschen in alltagsbegleitenden Hilfen. In: Bitzan et al., a.a.O., 125 – 141.
- Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend (Hg.) (1998). Leistungen und Grenzen von Heimerziehung: Ergebnisse einer Evaluationsstudie stationärer und teilstationärer Erziehungshilfen. Stuttgart: Kohlhammer.
- Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (2001). Gewaltbericht II: Gewalt gegen Kinder. Im Internet: http://www.gewaltinfo.at/uploads/pdf/gewaltbericht2_gewaltgegenkinder.pdf
- Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (2011a). 6. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Wien: bmwfj, Im Internet: http://www.bmwfj.gv.at/Jugend/Forschung/jugendbericht/Documents/Sechster_Jugendbericht_Teil_A_B.pdf
- Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (2011b). Jugendwohlfahrtsbericht 2010. Im Internet: <http://www.bmwfj.gv.at/Familie/Jugendwohlfahrt/Documents/AA%20-%20Statistik%202010.pdf>
- Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (Hg.) (2009). Familie – kein Platz für Gewalt (?). 20 Jahre gesetzliches Gewaltverbot in Österreich. Vergleichende Untersuchung Österreich – Deutsch-

land – Schweden – Frankreich – Spanien. Ergebnisse einer Befragung von Experten und Expertinnen in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Wien: BMWFJ.

Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaften (DGfE) (2010). Ethik-Kodex der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Im Internet: http://www.dgfe.de/fileadmin/OrdnerRedakteure/Service/Satzung/Ethikkodex_2010.pdf

Deutsches Jugendinstitut (DJI) (Hg.) (2011). Sexuelle Gewalt gegen Mädchen und Jungen in Institutionen. München: Deutsches Jugendinstitut. Im Internet: http://www.dji.de/sgmj/Abschlussbericht_Sexuelle_Gewalt_02032012.pdf

Ege, Andrée; Rosemeier, Hans-Peter (2008). Gruppenleben – Struktur, Dynamik und Interventionen. In: Arbeitskreis der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin, a.a.O., 180-191.

Fibi, Barbara; Mühl, Michaela; Winge, Meinrad (o.J.). Erhebung – Prozess. In: Pflegerl: Forschungsbericht. Qualität im Prozess der Fremdunterbringung, 22-31. Im Internet: <http://www.donau-quality.at/DMDOCUME/ENDBERIC.PDF>

Finkel, Margaret (2006). Heimerziehung und Biographie. Über die Anschlussfähigkeit zwischen biographischer Erfahrung und institutioneller Unterstützung. In Bitzan et al., a.a.O., 39 – 56.

Friebertshäuser, Barbara; Prengel, Annedore (1997). Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim, München: Juventa.

Friese, Susanne (2011). Atlas-ti V 5 Einführungskurs: Methodische Aspekte des Kodierens. Im Internet: http://www.quarc.de/fileadmin/downloads/ATLAsTi%20V5%20LM%202_methodische%20Aspekte%20des%20Kodierens.pdf

Funk, Heike; Merda, Wolfgang (2008). Gewalt und Aggressionen bei Jugendlichen in TWGs. In: Arbeitskreis der Therapeutischen Jugendwohngruppen Berlin, a.a.O., 162-179.

Günder, Richard (2011). Praxis und Methoden der Heimerziehung. Entwicklungen, Veränderungen und Perspektiven der stationären Erziehungshilfe. Freiburg im Breisgau: Lambertus (4., völlig neu überarbeitete und ergänzte Auflage).

Hölling, Iris; Riedel-Breidenstein, Dagmar; Schlingmann, Thomas (2010). Mädchen und Jungen vor sexueller Gewalt in Institutionen schützen. Handlungsempfehlungen zur Prävention von sexuellem Missbrauch in Institutionen der Jugendhilfe, Kinder und Jugendfreizeiteinrichtungen, Schule und Kindertagesbetreuungseinrichtungen. Berlin: Der Paritätische.

Kelle, Udo (2004). Computergestützte Analyse qualitativer Daten. In: Flieck, Uwe; Kardoff, Ernst von; Steinke, Ines: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 485 – 502.

Kremer-Preiß, Ursula, Stolarz, Holger & Kieschnick, Henry (2006). Ambulant betreute Wohngruppen Arbeitshilfe für Initiatoren. Köln: Kuratorium Deutsche Altershilfe.

Kuckartz, Udo (1997). Qualitative Daten computergestützt auswerten: Methoden, Techniken, Software. In: Friebertshäuser, Barbara; Prengel, Annedore a.a.O., 584-595.

Laichner, Daniela (2011). Anlaufstelle für Opferschutz des Landes Tirol. Abschlussbericht 2010/11. Im Internet: http://www.kija-tirol.at/uploads/media/Endbericht_Opferschutz.PDF

- Lederer, Bernd (2010). Forschungsethik. Vertiefungstext zum ersten Kapitel von: Hug, Theo; Poscheschnik, Gerald; Lederer, Bernd; Perzy, Anton (2010). Empirisch Forschen. Über die Planung und Umsetzung von Projekten im Studium. Stuttgart: UTB. Im Internet: http://star.huterundroth.at/fileadmin/template/star.huterundroth//hug_vertiefungstexte/Lederer_02.pdf
- Lienhart, Christina (2011). Evaluationsforschungsprojekt Schülerwohnen Graz mit familientherapeutischer Begleitung. Ergebnisbericht. Innsbruck: Sozialpädagogisches Institut. Im Internet: http://paedagogik.sos-kinderdorf.at/?download=Lienhart_SWG_Endbericht_26.4.2011.pdf
- Lüders, Christian (1997). Qualitative Kinder- und Jugendhilfeforschung. In: Friebertshäuser, Barbara; Prengel, Annedore a.a.O., 795-810.
- Netzwerk Kinderrechte Österreich (2011). Ergänzender Bericht zum 3. Und 4. Bericht der Republik Österreich an die Vereinten Nationen gemäß Art. 44, Absatz 1 B des Übereinkommens über die Rechte des Kindes. Wien: Netzwerk Kinderrechte Österreich. Im Internet: http://www.kinderhabenrechte.at/fileadmin/download/KB_Hauptbericht_DE.pdf
- Oelerich, Gertrud; Schaarschuch, Andreas (2006). Zum Gebrauchswert Sozialer Arbeit. Konturen sozialpädagogischer Nutzerforschung. In: Bitzan et al., a.a.O., 185 – 213.
- Pantucek, Peter (2007). Fremdunterbringung und Lebensführung. Über Qualitätsfragen sozialpädagogischer und sozialarbeiterischer Praxis in der Jugendwohlfahrt. In: Entwicklungspartnerschaft Donau – Quality in Inclusion (Hg.): Sozialer Sektor im Wandel. Zur Qualitätsdebatte und Beauftragung Sozialer Arbeit. Linz: edition pro mente, 331-346.
- Papenberg, Wolfgang (2006). Die Rolle der Professionellen im Umgang mit potenziell gewalttätigen Kindern und Jugendlichen. In: Forum der Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie 3/2006, 13-37.
- Pflegerl, Johannes (2007). Qualität im Prozess der Fremdunterbringung. Forschungsbericht. Im Internet: <http://www.donau-quality.at/DMDOCUME/ENDBERIC.PDF>
- Pflegerl, Johannes; Viertelmayr, Andrea; Zottl, Christian (2007). „Ich habe da die Unterstützung, ich habe den Rückhalt“ Sichtweisen und Bedürfnisse der Jugendlichen im Prozess der Fremdunterbringung – Reflexion über Konsequenzen für die Entwicklung von Qualitätskriterien. In: Entwicklungspartnerschaft Donau – Quality in Inclusion (Hg.): Sozialer Sektor im Wandel. Zur Qualitätsdebatte und Beauftragung Sozialer Arbeit. Linz: edition pro mente, 263 – 276.
- Rohlfs, Carsten; Harring, Marius; Palentien, Christian (Hrsg.). (2008). Kompetenz-Bildung. Soziale, emotionale und kommunikative Kompetenzen von Kindern und Jugendlichen. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Sander, Christiane (2008). Partizipation als Bildungsprozess in non-formalen Organisationen des Aufwachens – Beobachtungen zu einem vergessenen Zusammenhang anhand der Jugendverbände der Bundesrepublik Deutschland. Kassel: kassel university press.
- Scheipl, Josef (2011). Jugendwohlfahrt in Österreich. In: BMFWJ: 6. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich, a.a.O., 555 – 576.

- Schleifer, Roland (2009, 4. Aufl.). Der heimliche Wunsch nach Nähe. Bindungstheorie und Heimerfahrung. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Schmidt, Christiane (1997). „Am Material“: Auswertungstechniken für Leitfadeninterviews. In: Friebertshäuser, Barbara: Prengel, Annedore a.a.O., 544-568.
- Schreiber, Horst (Hg.) (2010). Im Namen der Ordnung. Heimerziehung in Tirol. Innsbruck: StudienVerlag.
- Schwabe, Mathias (2010, 5. Aufl.). Eskalation und De-Eskalation in Einrichtungen der Jugendhilfe. Konstruktiver Umgang mit Aggression und Gewalt in Arbeitsfeldern der Jugendhilfe. Frankfurt/Main: Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen.
- Sozialpädagogisches Institut im Kinderdorf e.V. (Hg.) (2002). Glücklich an einem fremden Ort. Familienähnliche Betreuung in der Diskussion. Münster: Votum Verlag.
- Stauber, Barbara; Kaschuba, Gerrit (2006). Verständigung über den Subjektbezug in der Jugendhilfeforschung. In: Bitzan, Bolay, Thiersch. Die Stimme der Adressaten. Empirische Forschung über Erfahrungen von Mädchen und Jungen mit der Jugendhilfe, a.a.O., 235-255.
- Stecklina, Gerd; Stiehler, Steve (2006). Zivilgesellschaftlicher Status von Mädchen und Jungen in stationären Hilfen. In: Bitzan, Bolay, Thiersch, a.a.O., 91-105.
- Unabhängige Opferschutzanwaltschaft; Unabhängige Opferschutzkommission (2012). Zwischenbericht über 2 Jahre Tätigkeit. Im Internet: http://www.opfer-schutz.at/material/pas/Zwischenbericht-UOA_UOK-120417.pdf
- Vereinte Nationen (1990). UN-Konvention über die Rechte des Kindes.
- Vereinte Nationen (2006). UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen.
- Wagner, Ingrid (2007). Genderperspektiven in der Jugendwohlfahrt Tirol unter besonderer Berücksichtigung der Situation von Mädchen. Endbericht. Im Auftrag der Jugendwohlfahrt Tirol. Im Internet: http://www.tirol.gv.at/fileadmin/www.tirol.gv.at/themen/gesellschaft-und-soziales/kinder-und-jugendliche/jugendwohlfahrt/downloads/Endbericht0104_final.pdf
- Wolf, Klaus (1999). Machtprozesse in der der Heimerziehung. Eine qualitative Studie über ein Setting klassischer Heimerziehung. Münster: Votum.

8. Anhang

8.1 Interviewleitfaden Tiroler Einrichtungen

Tagesablauf:

- Wie läuft ein typischer Tag hier für dich in der Wohneinrichtung ab?
- Wer entscheidet, wie alles abläuft?
- Teilst du deine Zeiten selbst ein?
- Was hilft dir, damit du mit deinem Alltag gut klar kommst? Was hilft dir gar nicht?
- Brauchst du etwas, um deinen Alltag vielleicht besser meistern zu können? Hast du das Gefühl, Zuspruch und Unterstützung bei deinen Vorhaben zu bekommen?
- Hast du das Gefühl, dass du das schaffst, was du schaffen musst / sollst?
- Hast du das Gefühl, dass du Dinge erreichen kannst, die dir wichtig sind?

Zimmergestaltung und Wohnsituation:

- Gestaltest du die Einrichtung deines Zimmers selbst? Willst du das entscheiden?
- Kannst du mitbestimmen, mit wem du dein Zimmer teilst? Wie läuft das ab?
- Hast du persönliche Gegenstände hier in der Einrichtung?
- Möchtest du mir erzählen, warum du hier bist?
- Hast du dich selbst entschieden, hierher zu kommen?
- Wird angeklopft, bevor jemand zu dir ins Zimmer kommt?
- Kannst du dein Zimmer absperren?
- Gibt es hier einen Ort, wo du alleine und ungestört sein kannst, wenn du das möchtest?
- Wie gefallen dir die Badezimmer und Toiletten? Mit wie vielen Personen teilst du das Badezimmer und die Toiletten?
- Kannst du das Badezimmer absperren und dort alleine sein?

Gewalt

- Gibt es im Alltag Situationen, in denen jemand gewalttätig ist? Wie läuft das ab?
- Wie geht es dir in so einer Situation?

- Wird in der Wohneinrichtung darüber gesprochen?
- An wen kannst du dich wenden, wenn es eine gewalttätige Situation gibt oder wenn du dich bedroht fühlst?

Angst:

- Gibt es Situationen in denen du Angst hast? / Gibt es allgemeinetwas, was dir Angst macht?
- Was machst du in so einer Situation?
- Was hilft dir, damit deine Angst weniger wird?

Freizeitgestaltung und Taschengeld:

- Hast du Hobbies?
- Gibt es Hobbies, die du gerne hättest, aber du kannst ihnen hier nicht nachgehen?
- Bekommst du Taschengeld?
- Gibst du dein Geld so aus, wie du möchtest?

Beziehungen

Zu BetreuerInnen:

- Wie sieht für dich der ideale Betreuer, die ideale Betreuerin aus?
- Wie kommst du mit deinen BetreuerInnen klar?
- Was wünschst du dir von deinen BetreuerInnen?
- Hast du einen Bezugsbetreuer bzw. eine Bezugsbetreuerin? Wenn ja: Wie läuft das konkret?
- Sind die Frauen oder Männer lieber als BetreuerInnen?
- Darfst du selbst aussuchen zu wem du Kontakt pflegst?
- Hast du das Gefühl, dass deine BetreuerInnen dir zuhören und ausreichend für dich da sind?

Zu MitbewohnerInnen:

- Wie kommst du mit den anderen Kindern und Jugendlichen aus?
- Gibt es etwas, auf das du im Zusammenleben mit den anderen sehr stolz bist?
- Wie ist für dich das Leben in der Gruppe?
- Wie werden in der Gruppe Entscheidungen (wie z.B. Essen / Freizeit) getroffen?
- Gibt es Aktivitäten, die in der Gruppe durchgeführt werden?

Nach außen:

- Hast du Kontakt zu Personen, außerhalb der Wohneinrichtung?
- Ist es möglich, dass du bei einem Freund / einer Freundin übernachtetest?
- Können in der Wohneinrichtung Jugendliche PartnerInnen haben

Abschluss

- Was würdest du in deiner Einrichtung verändern wollen, wenn du es könntest?
- Wenn du an deine Einrichtung denkst, welches Symbol fällt dir dafür ein? Was verbindest du damit?
- Gibt es etwas, was du wichtig findest und wonach ich noch nicht gefragt habe?

8.2 Alphabetische Liste der für die Auswertung verwendeten Codes

Angst

Befristung Wohnmöglichkeit u Unterstützung

Beruf konkret

Berufsausbildung

Berufswunsch

BetreuerIn ideal

BetreuerInnen BezugsbetreuerIn

BetreuerInnen Wechsel

Beziehungen außen

Beziehungen BetreuerInnen

Beziehungen Eltern

Beziehungen Geschwister

Beziehungen MitbewohnerInnen lustig

Beziehungen MitbewohnerInnen nicht lustig

Beziehungen Partnerschaft

Biographie

Biographie Drehtür

Biographie Eltern

Biographie persönliche Krise

Freiheiten

Freizeit in Gruppe

Freizeit individuell

Gewalt BetreuerInnen

Gewalt erlebt sonst

Gewalt in Einrichtung konkret erlebt

Gewalt in Familie erlebt

Gewalt in Pflegefamilie

Gewalt in Schule

Gewalt Mädchenspezifisch

Gewalt MitbewohnerInnen

Gewalt Unterstützung erlebt

Gewalt Unterstützung nicht erlebt

Gewalt Unterstützungsmöglichkeiten

Grund für Einrichtung

Haushaltstätigkeiten

Konsequenzen für Fehlverhalten

Kritik

Kritik an Einrichtung

Leben in der Gruppe allgemein

Leben in der Gruppe ambivalent

Leben in Gruppe belastend

Leben in Gruppe bereichernd

Lebensperspektive optimistisch

Lebensperspektive pessimistisch

Medienkonsum

Methode Familienarbeit

Methode Pädagogik

Methode Wochengespräch

Mitbestimmung Einrichtung ja

Mitbestimmung Einrichtung nein

Mitbestimmung möglich

Mitbestimmung nicht möglich

persönliche Entwicklung

persönlicher Erfolg

Privatsphäre erlebt

Privsph Badezimmer absperrrbar
Privsph Badezimmer nicht absperrrbar
Privsph Zimmer absperrrbar
Privsph Zimmer anklopfen
Privsph Zimmer nicht absperrrbar
Probleme mit Nachbarschaft
Psychopharmaka
Psychotherapie
Räume allg renovierungsbedürftig
Räume Badezimmer
Räume Badezimmer Änderungswunsch
Räume Zimmer eigenes
Räume Zimmer zu zweit
Regeln in der Wohneinrichtung
Regeln umgehen
Sachen aufführen
Schule
Selbständigkeit
Selbstbestimmung
Sexualität
Sich arrangieren
Symbol
Tagesablauf individualisiert
Tagesablauf strukturiert
Tagesstruktur und Versorgung
Taschengeld
Untersthilfr_ individuelle Beziehung
Untersthilfr_gesamt

Unterstilfr_Gruppe

Unterstilfr_initiativ

Unterstilfr_Konsequenz

Unterstilfr_Motivation

Unterstilfr_praktisch

Unterstilfr_solidarisch

Unterstilfr_Sorge

Unterstilfr_verfügbar

Unterstilfr_wohlwollend

Unterstilfr_Zeit nehmen

Unterstützung nicht hilfreich

Unterstützungsnetzwerk

Übergänge hinaus

Übergänge hinein

Zukunft nahe

8.3 Information und Einverständniserklärung

für die Teilnahme am Forschungsprojekt:

Die Lebenswelt von Kindern / Jugendlichen in Tiroler Einrichtungen

1.) Hintergrund und Ziele des Forschungsprojekts

Mit dem Forschungsprojekt „Die Lebenswelt von Kindern / Jugendlichen in Tiroler Einrichtungen“ wollen wir herausfinden, wie Kinder und Jugendliche das Leben und Wohnen in einer Einrichtung heute erleben. Wir wollen beschreiben, wie der Alltag der Kinder und Jugendlichen in einer Tiroler Einrichtung aussieht, dann wollen wir überlegen, ob es Dinge gibt, die geändert oder verbessert werden können. Die Ergebnisse dieser Befragung werden in einem Bericht anonymisiert zusammengefasst und dem Land Tirol übergeben. Dadurch kann das Land Verbesserungen durchführen.

2.) Wie läuft das Forschungsprojekt ab?

Eine Forscherin wird sich in den nächsten Wochen zweimal mit den Kindern oder Jugendlichen, die am Forschungsprojekt teilnehmen, treffen. Sie wird mit ihnen Interviews führen, in denen die Kinder und Jugendlichen über ihr Leben in der Einrichtung erzählen und nachdenken können. Ein Interview wird ca. eine Stunde dauern, je nachdem, ob jemand viel oder wenig erzählen möchte. Die Forscherin stellt Fragen und hört zu. Sie versucht zu verstehen, was die Kinder und Jugendlichen erzählen. Die Gespräche werden auf Band aufgenommen, damit die Forscherin sie anschließend abtippen kann. Alles, was die Kinder und Jugendlichen erzählen, wird aufgeschrieben (die Namen der Kinder und Jugendlichen werden am Ende dann durch neue Namen ersetzt, damit niemand erfährt, wer was gesagt hat - mehr dazu steht unter der Überschrift „Anonymität“).

Die Forscherin schaut sich die Erzählungen und Berichte genau an. Sie versucht herauszufinden, wie die Kinder und Jugendlichen ihr Leben in der Einrichtung beschreiben. Die Forscherin bespricht alles auch mit ihren KollegInnen und liest Bücher und Fachartikel, damit sie die Berichte der Kinder und Jugendlichen besser verstehen kann. Nach ca. zwei Wochen soll ein zweites Interview mit denselben Kindern und Jugendlichen stattfinden. Die Forscherin erzählt dann, was sie aus dem ersten Interview herausgefunden hat. Die Kinder und Jugendlichen können kontrollieren, ob die Forscherin alles richtig verstanden hat. Es kann auch sein, dass ihnen noch etwas Wichtiges eingefallen ist, das sie erzählen wollen. Auch die Forscherin hat nun vielleicht noch weitere Fragen. Auch das zweite Interview wird zuerst aufgenommen und anschließend abgeschrieben. Dann denken die Forscherinnen über alle Interviews und Gespräche nach und beginnen, einen Bericht darüber zu schreiben.

3.) Worüber wird im Interview gesprochen?

Die Forscherin überlegt sich mit ihren KollegInnen vor dem Interview verschiedene Fragen, die sie den Kindern und Jugendlichen stellen möchte. Z.B.:

- Wie läuft ein Tag in deiner Wohneinrichtung ab? Wer entscheidet, wie alles abläuft? Können die Kinder und Jugendlichen dabei selbst mitbestimmen?
- Welche Räume stehen dir zur Verfügung? Wie findest du diese Räume? Hast du einen Raum, wo du auch mal alleine sein kannst, wenn du das möchtest?
- Was hilft dir, damit du mit deinem Alltag gut klar kommst? Was hilft dir gar nicht? Brauchst du etwas, um deinen Alltag vielleicht besser meistern zu können?
- Wie kommst du mit deinen BetreuerInnen klar?
- Wie kommst du mit den anderen Kindern und Jugendlichen aus?
- Zu welchen Personen hast du außerhalb der Wohneinrichtung Kontakt?
- Können in der Wohneinrichtung Jugendliche PartnerInnen haben?
- Gibt es Situationen, in denen jemand gewalttätig ist? Wie läuft das ab? Wie geht es dir dabei? Wird in der Wohneinrichtung darüber gesprochen?
- An wen kannst du dich wenden, wenn es eine gewalttätige Situation gibt?
- Was würdest du in deiner Einrichtung verändern wollen, wenn du es könntest?
- Was gefällt dir besonders gut in deiner Einrichtung?

4.) Wie laufen die Treffen ab?

Die Kinder und Jugendlichen sollen entscheiden können, wo die Interviews stattfinden. Gemeinsam mit der Forscherin vereinbaren sie einen Termin. Im Interview stellt die Forscherin die vorbereiteten Fragen. Wenn sie etwas genauer wissen will, fragt sie nach. Auch die Kinder und Jugendlichen können der Forscherin Fragen stellen, wenn sie etwas wissen oder nachfragen wollen. Wenn das Interview sehr lange dauert und anstrengend ist, kann auch eine Pause gemacht werden. Nach dem ersten Interview wird ein Termin für das zweite Interview vereinbart.

Zum Schluss machen wir eine Vorschau auf das nächste Treffen

- Wann findet das nächste Treffen statt?
- Was soll beim nächsten Treffen besprochen werden?
- Was macht die Forscherin in der Zwischenzeit?

5.) Anonymität

Was die Kinder und Jugendlichen über sich und ihr Leben in der Einrichtung erzählen, wird nur für das Forschungsprojekt verwendet. Nur die Forscherinnen, die in diesem Projekt arbeiten, dürfen sich diese Berichte ansehen. Die Namen der Kinder und Jugendlichen, die teilnehmen, werden geändert. Es wird nicht gesagt, welches Kinder bzw. welcher Jugendliche aus welcher Einrichtung ist. Die Informationen und Ergebnisse werden allgemein dargestellt. So kann niemand erkennen, wer was gesagt hat, und so werden die Kinder und Jugendlichen, die teilnehmen, geschützt.

Wenn eine Forscherin davon hört, dass ein Kind bzw. ein/e Jugendliche/e in einer Einrichtung Gewalt erlebt hat, dann muss sie das an die Jugendwohlfahrt melden. Sie bespricht das vorher mit dem betreffenden Kind bzw. dem/der Jugendlichen.

Damit du teilnehmen kannst, unterschreib bitte die Einverständniserklärung. Wenn du unter 18 Jahre alt bist, muss auch ein Elternteil bzw. eine obsorgeberechtigte Person unterschreiben.

Falls du noch Fragen hast, kannst du n. n. jederzeit anrufen oder eine E-Mail schreiben.

Telefon:

E-Mail:

Bestätigung des Einverständnisses für das Forschungsprojekt

Die Lebenswelt von Kindern / Jugendlichen in Tiroler Einrichtungen

Ich bestätige mit meiner Unterschrift,

- dass ich verstehe, worum es in dem Forschungsprojekt geht;
- dass ich alle wichtigen Informationen über das Forschungsprojekt bekommen habe;
- dass ich mit dem Vorgehen, wie es beschrieben ist, einverstanden bin.
- dass ich an dem Forschungsprojekt als Interviewpartnerin teilnehmen möchte.

.....
Datum und Unterschrift des/der InterviewpartnerIn

.....
Datum und Unterschrift des/der Erziehungsberechtigten
(bei Kindern und Jugendlichen unter 18 Jahren)